

Neudruck verboten.

Gigi's Vater.

Ein Charakterbild von Richard Voss.

1.

Gigi's Vater war ein angesehenes Frascataner Bürger, einer von jenen Glücklichen, die es Zeit ihres Lebens nicht nöthig haben, eine Hand zu rühren. Denn wer in Frascati als gemachter Mann auf die Welt kommt, wird, — ist er nur sonst ein Galantuomo, — es für eine Schande halten, anderer Väter Söhne, denen es von ihren Erzeugern nicht so bequem gemacht worden, durch Arbeit das Brod vom Munde fortzureißen. Nun war Gigi's Vater durch und durch eine ritterliche Natur, ein sittlicher Charakter und aufrichtiger Menschenfreund; er gehörte überdies zu jenen seltenen Frascatanern, die es eines wohlhabenden Mannes nicht unwürdig finden, sich bisweilen die Mühe zu geben, über etwas nachzudenken. Aber niemals wäre Gigi's Vater auf den Gedanken gekommen, daß er in seinem Leben etwas hätte thun können, irgend etwas, ebensowenig wie sein Vater einen derartigen Gedanken gehabt hatte, oder wie er selbst später darauf verfiel, seinen Sohn, seinen über Alles geliebten Gigi, etwas lernen zu lassen, so daß dieser einstmal einen Beruf haben, einen Zweck erfüllen, etwas hätte schaffen, wirken, nützen können.

Gigi's Vater war ein kleines, dünnes Männlein, mit einem schmalen, gelben, schüchternen Gesicht. Das einzig Schöne an ihm waren seine Augen, große dunkle, unjählich schwermüthige Augen.

Er hatte übrigens sein Leben lang etwas eigenthümlich Schmerzliches, das indessen zum Glück Niemand bemerkte. — Wie wäre überhaupt Jemand darauf gekommen, an Gigi's Vater etwas zu bemerken?! Das war jedoch nicht die Schuld der Leute; was konnten die Leute dafür, wenn der Vater Gigi's eine Persönlichkeit war, die naturgemäß von Jedermann übersehen wurde. Gigi's Vater ging nicht, wie andere vernunftbegabte Geschöpfe, sondern er schlich; er redete auch nicht wie andere verständige Menschen, sondern er flüsterte, und das Wenige, was er sprach, sagte er als echter Frascataner mehr mit den Mienen und Fingern, als mit den Lippen. Selbstverständlich war auch Gigi's Vater, bevor er das Glück hatte, der Vater seines Sohnes zu werden, ein junger Mann gewesen; wer zu jener Zeit seines Lebens Acht auf

ihn gegeben, der hätte freilich bemerken können, daß der zukünftige Vater eines Sohnes, Namens Gigi, zwar ein schönes, stilles und leicht übersehbares Geschöpf, im Uebrigen aber ein ganz frisches und fröhliches Menschenkind war. Es beachtete ihn jedoch schon damals Niemand.

Als wohlhabender junger Mann hatte er, sobald er erwachsen, d. h. sobald er zwanzig Jahre alt war, nichts Eiligeres zu thun, als eine Frau zu nehmen, um auf diese Weise möglichst bald seine Bestimmung zu erfüllen und der Vater Gigi's zu werden. Selbstverständlich hatte er als wohlhabender junger Mann die Auswahl, was die Sache für ihn ungemein erschwerte, und sicher wäre er auch niemals damit zu Stande gekommen, wenn nicht seine Mutter, in Gemeinschaft mit einer erklachten Anzahl von Basen und Gevatterinnen, ihm hilfreich zur Seite gestanden hätte. Die Wahl dieser waderen und klugen Frauen fiel nach zahllosen Berathungen und

Debatten auf eine ziemlich unbemittelte, aber überaus stattliche junge Dame, deren Familie mütterlicherseits einen Syndacus und mehrere Geistliche aufzuweisen hatte, und die nicht eine einzige Base, Tante oder Freundin besaß, welche nicht einen Hut getragen hätte, nicht durch dieses Abzeichen bevorzugter Lebensstellung eine Signora gewesen wäre. Die Geistlichen und die Hutträgerinnen gaben in den Sitzungen der weisen und sorglichen Frauen den Ausschlag: der wohlhabende junge Mann sollte die unbemittelte junge Dame heirathen, ein Nachspruch, gegen den Keines von Beiden etwas einzuwenden hatte, obgleich ganz Frascati wußte, daß die junge Dame in einen gewissen Vetter verliebt war. Da dieser junge Mann jedoch, um eine Frau und eine Familie ernähren zu können, hätte arbeiten müssen, zog er es vor, seine Base von einem Anderen heirathen zu lassen.

Bevor es zu dieser Heirath kam, mußte Gigi's Vater die ganze selige Zeit eines allerdings nur kurzen Brautstandes durchleben; er mußte Abend für Abend seiner „Erwählten“ im Schoße ihrer Familie aufwarten, mußte die ganze Familie mit Wein und Ciambelli tractiren, ein Bräutigams-Tribut, von dem der Vetter am meisten profitirte. Er mußte ferner seiner Verlobten, die er niemals unter vier Augen sah, verliebte Blicke zuwerfen, — zu Worten brachte er es nicht, — mußte ihr ein halbes Dutzend seidener Kleider, prächtiger Hüte und Fächer, den üblichen goldenen Schmuck und eine Korallenkette verehren; er durfte beim Syndicus die Papiere einreichen, beim Geistlichen das Aufgebot, in der Trattoria Tusculana das Hochzeitsmahl bestellen, — durfte schließlich glücklicher Gatte werden.

Wenigstens beglückwünschten ihn Alle: die Tanten und Basen, die Gevatterinnen und Nachbarinnen, die ganze gemeinderäthliche, geistliche, huttragende Familie der geborenen Pentini, und unter Allen war Keiner in seiner Freude so herzlich, so aufrichtig in seinen Wünschen, als der Vetter.

Dann reisten die Neuvermählten nach Neapel und sprachen die ersten Worte allein. Die geborene Pentini trug ein apfelgrünes Seidenkleid und einen orangefarbenen Hut mit mächtigen gelben Straußfedern und blickte wie eine Siegerin auf ihren jungen Gatten herab, der an ihrer Seite auch außerhalb Frascati's von aller Welt übersehen ward. Acht Tage lang blieben die beiden Glücklichen in der schimmernenden Golfstadt, acht Tage lang durfte der junge Ehemann die geborene Pentini von Trattoria zu Trattoria, von Café zu Café führen, und einen erklachten Theil seines jährlichen



Einkommens in Maccaroni und Fritto misto, in Austern und Seefterne, in Zuppa inglese, Geströrenes und Limonade umsetzen, was Gigi's Vater that, ohne mit der Wimper zu zucken. Als das Paar nach allen diesen Genüssen mit gesundem Magen in Frascati wieder eintraf, hätte man bemerken können, daß die großen, dunklen, ernsthaften Augen von Gigi's Vater einen tief melancholischen Ausdruck hatten. Aber wie gesagt: Niemand beachtete es.

Das Haus, welches Gigi's Vater gehörte, lag in der Via Falconieri, gegenüber dem Eingange der Villa Lancelotti. Es konnte nicht mit einem steinernen Portal prunken, war demnach kein „Palazzo“, enthielt jedoch eine Reihe recht stattlicher und sehr ober Gemächer, darunter sich sogar ein Salotto befand, ein veritabler Salon, mit gelber Tapete, bunter Decke, purpurfarbenem Teppich und himmelblauen Polstermöbeln. Das wunderbare Gemach war der höchste Stolz der geborenen Pentini; denn in dem Besitz eines Salottos zu sein, bedeutet in der Rangklasse einer kleinen römischen Stadt beinahe so viel, wie das Glück, jenen Auserwählten zugezählt zu werden, die einen Hut tragen dürfen.

Die geborene Pentini führte demnach durchaus das Leben einer Signora, trank im Bett ihren Café nero, erhob sich um Zehn, zog eine frische Nachtlacke an, ging in den Salotto, stieß die geschlossenen Läden um ein Weniges auf und lehnte bis zur Colazione im Fenster, an allen Vorgängen der Gasse lebhaften Antheil nehmend und kontrollirend, wer die Gärten des prinziplichen Nachbarn besuchte, oder die Straße passirte, die nach der Villa Falconieri hinauf ging. Dem Pranzo folgte die Siesta, der Siesta ein neues Erscheinen am Fenster, welches unter Umständen bis zum Abendessen währte, nach welchem die Nachtlacke gewöhnlich durch einen sehr bunten, schleppenden Schlafrock ersetzt wurde. In diesem majestätischen Kleidungsstücke, hochfrisirt und stark gepudert, wurde in später Abendstunde im Salotto „empfangen“. Es kamen Nachbarinnen, Gevatterinnen, Freundinnen, lauter bemerkenswerthe Persönlichkeiten; denn Alle waren berechtigt, einen Hut zu tragen. Es kam die gesammte liebe Verwandtschaft der Geborenen, der einstmalige Syndacus, und auch die verschiedenen Geistlichen kamen.

Man saß auf den himmelblauen Polsterstühlen, trank süßen Wein, aß dazu Ciambelli und machte Conversation, die sich um die jeweiligen Tagesereignisse drehte: wer im Lotto gewonnen, wann die nächste Tombola, das nächste Concert stattfinden werde; wer sich gezannt, wer sich verlobt, wer sich verheirathet hatte; wie der Wein im Preise stand und welche Ausichten die Olivenernte ergab. Befand sich der einstige Standesbeamte unter den Gästen, so nahm die Unterhaltung einen politischen und socialen Charakter an, der bei Anwesenheit eines der geistlichen Herren mehr oder minder erregt ward.

Wer jedoch Abend für Abend da war und wer Abend für Abend dieses Unterhaltungs-Divertissement begährte, das war der gewisse junge Herr Better, und warum dieser lebenswürdige Jüngling niemals in dem Salon der geborenen Pentini fehlte, wußten Alle; ausgenommen Einer. Dieser Eine saß Abend für Abend im dämmerigen Hintergrunde, stets mit derselben schüchternen Aufmerksamkeit zuhörend, stets mit derselben ängstlichen Miene, demselben schwermüthigen Blick vom Einen zum Anderen schauend. Aber ihn selbst, den Herrn des Hauses, den Gemahl der geborenen Pentini, über sah Jeder.

2.

Es geschah dem würdigen Manne übrigens Unrecht, wenn ihm nachgefagt wurde: er thäte nichts; denn er that etwas! Jeden Morgen that er etwas, jeden Morgen besorgte Gigi's Vater die Einkäufe.

Wenn die geborene Pentini noch in süßer Ruhe unter ihren Dedeln schlummerte, verließ Gigi's Vater, sein großes, rothes Tuch säuberlich zusammengefaltet, das Haus. Sein erster Gang war auf den Markt. Hier war das Pflaster mit Orangen, Limonen und Cetrioli bedeckt, welche neapolitanische Handelsleute herbrachten; hier häufte sich der apfelgrüne und der purpurfarbene Broccoli; hier leuchteten die feuerrothen Tomaten, gab es den goldiggelben Salat, die zärtlich begehrte Zwiebel und den über Alles geliebten Knoblauch.

Hier wurde das rothe Tuch zum ersten Male entfaltet; und hier kaufte Gigi's Vater ein: einige Orangen, etwas Gemüse, sehr viel Zwiebel, sehr viel Knoblauch und Salat. War es ein Freitag, so wurde dem Fischer ein Besuch gemacht, der jeden Donnerstag, Nachts in seinem Wagen von Porto d'Anzio herüber kam. Nach langer Debatte, deren Freuden auch Gigi's Vater mit ganzer Seele sich hingab, wurde man handelsbeins, und das rothe Tuch ließ, wie das Zaubertuch eines Tausendkünstlers, einen gewaltigen Meerlöwen oder ein Bündel schwärzlicher Tintenfische in seine Tiefen verschwinden.

Darauf kam die Drogheria an die Reihe, wo dem wunderbarem Tuche für einige Soldi Maccaroni, Kaffee, Zucker und Salz einverleibt wurden; dann folgte der Pizzicariol, der einige Scheiben Bologneser Mortadella oder Schinken, ein Stück Strachino oder Parmesankäse hinzufügte. Den Schluß des Rundganges bildete an Sonn- und Festtagen der Fleischer, bei dem das Rindfleisch zum „brodo“ eingekauft wurde. Nun war aber auch das rothe Tuch gefüllt.

Auch später am Tage durfte Gigi's Vater sich auf alle Weise im Hause nützlich machen; er durfte der geborenen Pentini den Kaffee an's Bett bringen, durfte im Schlafzimmer die Gardinen vom Fenster zurückziehen und die Läden um eine Handbreit öffnen; darauf war ihm gestattet, sich in die Küche zu begeben, dort seinen schwarzen Kaffee zu schlürfen und mit der Magd, einem braunen Weibe aus Ferentino, zu berathen, was von dem Inhalt des rothen Tuches zum Pranzo und was davon zum Abendessen bereitet werden sollte. Nachdem er das vollbracht, stand es Gigi's Vater frei, zuzusehen, wie die zukünftige Mutter seines Sohnes dem Bette entstieg, sich in einen Unterrock von zweifelhafter Sauberkeit, dagegen in eine schneeige Nachtlacke hüllte und ungelämmt und ungewaschen, aber doch in dem Kostüm einer Signora, sich an den Ort ihrer Thätigkeit, an das Fenster begab, sich hinauslehnte und auf die Straße hinabschaute.

Es stand ihm indessen nicht das Geringste im Wege, falls er es vorgezogen hätte, das Haus und die geborene Pentini zu verlassen, zur Piazza hinabzuschlendern und daselbst Apotheker und Barbier einen Besuch abzustatten; ja, er hatte Erlaubniß, sich in einem Café häuslich niederzulassen, konnte nach Belieben an jeder Straßenecke, oder auch mitten auf dem Plage, festen Fuß fassen und dort so lange regungslos stehen bleiben, als es ihm gefiel. Denn Gigi's Vater war nicht einmal verpflichtet, seiner Gattin bei dem Pranzo oder dem Abendessen Gesellschaft zu leisten; dafür war ein für allemal der gewisse junge Better da. Ein jedesmaliges sicheres Zeichen für die Absicht jenes Herrn, Gigi's Vater bei den Mahlzeiten in seinem Hause zu vertreten, war am Morgen der strikte Befehl, das rothe Tuch mit gewissen Lederbissen zu füllen, mit Niccotto, einem Pärlein fetter Wachteln oder Palombas, Tuschentrebsen, Thunfisch oder Schnecken.

Dann wurde der Knabe Gigi geboren.

Zum ersten Male, seitdem in der Casa Jacini eine geborene Pentini waltete, erglänzten die schwermüthigen Augen von Gigi's Vater in einem Strahle so heißer Liebe, daß es auf dem stillen, blassen Gesicht wie ein unirdischer Glanz lag; fortan wurde das Leben des Mannes, den alle Welt über sah, zu einer Quelle reinster, heiligster Freuden: denn der Mann war Gigi's Vater geworden.

Es war ein prächtiger Junge, zierlich und doch stämmig, mit großen, dunklen, lustigen Augen und das ganze Köpchen voll schwarzer, krauser Härlein. Und wie er schreien konnte! Aus vollem Halse, mit einer Stimme, von der das ganze Haus Jacini widerhallte. Die Mutter schickte das Kind mit der Wärterin sofort in die hinterste Kammer, wohin Gigi's Vater nachschlich. Er wagte sich nicht hinein, stand in dem dunklen Gang, lauschte wie ein Verzückter auf den Lärm, den der kleine Kerl anstellte. Als auch die Wärterin den Schreihals nicht still bekam, faßte Gigi's Vater Muth, trat auf den Zehen in die Kammer, nahm das jammernde Bündelchen auf seine Arme, wiegte es hin und her, und wirklich — das Kind wurde ruhig. Von dieser Stunde an ward Gigi's Vater ein neuer Mensch.

Die geborene Pentini nährte das Kind natürlich nicht selbst; Gigi erhielt eine Amme. Die geborene Pentini bedauerte, daß sie „in Campagna“ lebte; denn hätte sie sich nach Rom verheirathet, so würde sie das Kind nach Frascati oder Albano in Pflege gegeben haben, was der Mutter entschieden auszeichnet bekommen wäre. Die geborene Pentini versicherte Gigi's Vater, daß sie ihm, indem sie ihn zu Gigi's Vater gemacht, ein ungeheures Opfer gebracht hätte; Gigi's Vater war auch davon vollständig überzeugt und der geborenen Pentini unsäglich dankbar dafür.

Da die Mutter das Kind nicht gut vom Lande fort in die Stadt nach Rom schicken konnte, so versuchte sie wenigstens auch Mutterfreunden an dem Kinde zu haben. Der Amme, die aus Subiaco war, wurde ein prächtiges Kostüm gemacht: himmelblauer, faltenreicher Rock mit breitem Streifen von goldgelbem Atlas am Saume; ein goldgelbes Mieder von demselben schimmernden Stoff, ein blaueisenes Busentuch, eine goldgelbe Atlaskränze um den Kopf, und im Haar statt des Pfeiles einen Strauß vergoldeter Drahtblumen, — eine Prinzipeffa konnte für ihr Kind nicht mehr thun.

So oft die Mutter ausging, wurden auch Amme und Kind den Frascatanern gezeigt. Während man den kleinen Gigi in seinem Hauskleide für den Sohn der ersten besten Mutter ansehen konnte, die froh war, wenn sie für ihr Kind ein Hemd hatte, gleich der Sohn

geborenen Pentini auf der Straße, was Sammet und Atlas, Stidereien und Federn anbetraf, Zoll für Zoll seiner Mutter, — eine Prinzessin konnte für ihr Kind nicht zärtlicher sorgen.

Gigi's Vater trachte bei solchen Ausgängen hinter Mutter, Amme und Kind her, ganz beschämt, der Vater eines solchen kleinen Prinzen zu sein; und durch den Glanz, den Mutter, Amme und Kind ausstrahlten, in wahre Nacht sinkend, sodas es wirklich nicht die Schuld der Leute war, wenn Niemand ihn sah.

3.

Nur die böswilligste Verleumdung konnte von Gigi's Vater behaupten, er verbrächte seine Tage mit Nichtsthun, er hätte keine Arbeit, keinen Zweck, keinen Beruf im Leben. Als ob er nicht Gigi's Vater gewesen wäre! Es war sein beständiger Gedanke: Du bist Gigi's Vater, seine beständige Sorge, eines solchen Glückes würdig zu sein; mit diesem Einen erfüllte er seine ganze Seele, für dieses Eine lebte er, um dieses Einen willen ertrug er tausend Demüthigungen, tausend Leiden, ertrug er sogar den gewissen jungen Herrn Better seiner geborenen Pentini, — Alles nur, weil er der Vater Gigi's war.

Was den Knaben betraf, so war für diesen jungen Erdenbürger sein Vater entschieden ein größeres Glück, als seine Mutter. Diese Dame fand auch späterhin wenig Zeit, sich um das Kind zu kümmern; vermuthlich hatte sie sich noch immer nicht genügend von dem Opfer erholt, das sie ihrem Gatten durch die Geburt eines Sohnes gebracht. Infolgedessen leuchtete die Nachtlacke am Egehimmel von Gigi's Vater um ein Beträchtliches länger, und das Fenster war mehr als je der Ort, wo sie am häufigsten zu erblicken war.

Der Abend wurde dem Salotto, der Hausfrauenwürde und dem Empfang der Familie Pentini gewidmet. Bei so vielen Verpflichtungen vermochte die vortreffliche Dame jetzt nur einmal in der Woche Mutter zu sein, und zwar an den Sonntagen, wo die Nachtlacke schon gegen Mittag einem Kostüm weichen mußte, an dem möglichst viel gepreßter Sammet und Atlas angebracht war. Dann ging auch wiederum der Knabe Gigi strahlend aus einem Kleidchen hervor, dessen Färbung dem mütterlichen Unterrocke glich. Im seidenen, spigenbesetzten Röckchen, einen gewaltigen Federhut auf dem Kopfe, durfte Gigi, sobald er der Amme entwachsen war, an der Hand seines vor Stolz erglühenden Vaters auf der Passegiata neben der geborenen Pentini einhertrippeln, um nach kurzer Schaustellung, aller Pracht entkleidet, in seine Hinterstube und sein Alltags-Röckchen gesteckt zu werden.

Den ganzen Tag, sobald die Einkäufe besorgt und das rothe Tuch wieder säuberlich zusammengelegt war, schleppte sich Gigi's Vater mit seinem Jungen. Der kleine Schlingel steckte voll unbändiger Lebenskraft; aber je ärger er's trieb, um so heller strahlten seines Vaters schwermüthige Augen. Der kleine, schüchterne Mann ging bei den Spielen des Knaben aus seiner Natur vollständig heraus, wurde laut und lärmend, wurde übermüthig, trieb allerlei Possen, ließ sich herrlich als Hund, als Pferd, als Esel verwenden, krähte auf Befehl wie ein Hahn, blökte wie ein Schaf, war am seligsten, wenn der kleine Despot ihn nach Herzenslust tyrannisirte.

Es kam bisweilen vor, daß der gewisse Herr Better, ehe er sich in den Salotto begab, in der Kammer bei den beiden Freunden erschien. Der gewisse Better war eine Persönlichkeit, die unmöglich übersehen werden konnte; allein schon, wie er den Hut im Nacken trug, damit die Frisur keinen Schaden leide, wie er die Halsbinde knüpfte, sein Stöckchen schwenkte, wie seine Stiefeln leuchteten, — allein schon das konnte als eine Sehenswürdigkeit gelten. Mit einem Wort: Gigi's Vater und der gewisse Better waren zwei Persönlichkeiten, die gar nicht in einem Athem zu nennen waren; sie mit einander zu vergleichen, wäre eine Geschmacklosigkeit gewesen. Auch mußte ein Jeder begreifen, daß Gigi's Vater, der schon von anderen, gewöhnlichen Sterblichen übersehen wurde, für den gewissen Better überhaupt nicht existirte. Um so unbegreiflicher erschien Jedermann die Abneigung, um nicht zu sagen Haß, den der Knabe Gigi gegen den gewissen Better zeigte und der ihm nicht auszutreiben war. So oft das Kind ihn sah, erlebte Gigi's Vater den Triumph, daß der Knabe zu ihm flüchtete, den Liebfosungen jenes Herrn einen hartnäckigen Widerstand entgegensetzte, welcher sich nicht nur auf mörderisches Geschrei beschränkte, sondern sogar in energische Thätlichkeiten, wie Kraxen und Beißen, ausartete, — zum unaussprechlichen Entsetzen von Gigi's Vater, welcher eine solche Aufführung gegen den gewissen Better für rein unmöglich gehalten hätte.

Während der schöne Herr die schlechte Meinung, welche Gigi von seiner entzückenden Person zu haben schien, mit Würde ertrug, bezeugte sich die geborene Pentini darüber auf's Höchste entrüstet. Sie nannte

das Kind in ihren kreischendsten Tönen ein Scheusal, ein Ungeheuer, eine Bestie, bedrohte es, schlug es, äußerte einen Zorn, welcher die Nachtjaße erzittern machte. Aber der Knabe Gigi blieb dabei, den schönen Herrn unausstehlich zu finden.

So oft daher der Besuch des gewissen Vetter's in der Kinderstube zu erwarten war, gerieth Gigi's Vater in wahre Todesangst; er nahm seinen Knaben bei Seite, schmeichelte ihm, bat ihn, doch ja freundlich gegen den guten, hübschen Onkel zu sein, begann den guten, hübschen Onkel zu rühmen, wurde ganz beredt in seinen Lobeserhebungen. Aber das Kind wollte nun einmal von dem gewissen Vetter Nichts wissen.

Dann fing Gigi an zu lernen, und natürlich Gigi's Vater auch. Es wurde Beiden herzlich schwer, besonders Gigi's Vater, denn dieser mußte für Zwei lernen und empfand neben dem eigenen Unbehagen an den Wissenschaften alle die Qualen, welche das Stillstehen, das Lesen, Rechnen und Schreiben dem Jungen bereitet. Unter diesen Umständen vermochte Gigi's Vater nicht einzusehen, weshalb der Mensch eigentlich zu schreiben, zu lesen und zu rechnen brauchte? Gigi's Vater war ernstlich erzürnt, daß dem kleinen Menschen derartige Dinge zugemuthet wurden. Das lernte der Erwachsene später ja ganz von selbst! Man sollte doch den kleinen Menschen ein Kind sein lassen, und ein Kind zu nennen war er nur dann, wenn er nicht stillsitzen mußte, sondern laufen konnte, laufen, wohin er wollte.

In doppelter Stärke wurde daher auch von Gigi's Vater die Wonne der Freiheit empfunden. Das war eine Seligkeit! Zum Hause hinaus, hinaus auf die Gasse, wo die anderen Knaben spielten, Voccia und Morra. Mitspielen durfte Gigi's Vater freilich nicht, aber er durfte zusehen; durfte zusehen, wie sein Knabe am sichersten die Kugel rollte, die Finger aufwarf, die Holzscheibe schleuderte. Verklärten Angesichts stand er daneben, mit entzückten Blicken jede Bewegung Gigi's verfolgend. Wie schön er war, welche Kraft in den schlanken Gliedern, welche Geschmeidigkeit und Anmuth in der jungen Gestalt! Und die lustigen, leuchtenden Augen, die rothen, lachenden Lippen, die Fülle schwarzer Locken um das schmale, blasse Gesicht! Gigi's Vater versank in dumpfes Staunen, — wie kam er dazu, einen so prächtigen Knaben zu haben; womit hatte er das verdient, wodurch eines solchen Geschickes sich würdig gemacht? Er wußte es nicht, und er dankte dem Himmel wieder und wieder; er war so glücklich, in seinem Glück so demüthig.

Und wie herrlich war es für Gigi's Vater, wenn sein Sohn ihm erlaubte, mit ihm die Wildnisse der Villa Falconieri zu durchstreifen, in deren von mächtigen Cypressen umdunkelten Teich sie Goldfische und Frösche fingen. Goldfische und Froschleulen wurden von Beiden heimlich gebraten und von dem Einen heimlich verzehrt. Wie das schmeckte! Gigi's Vater schwelgte bei dem Genuß, den sein Sohn hatte. Die Wonne vergroßerte sich noch, als der Alte später sogar mitgenommen wurde, wenn der Junge in den tusculanischen Waldungen Vögel jagte. Die Nachtigallen waren Gigi's Vater gerade gut genug, um von seinem Sohne, — diesem Prachtjungen! — geschossen und dann wie die Goldfische und Froschschinken gebraten und verspeist zu werden.

4.

In dieser Weise wuchs der Knabe Gigi heran. Seinen Vater, den von Jedermann Ueberehnen, liebte er abgöttisch und knechtete ihn zugleich. Um seine Mutter, die geborene Pentini, kümmerte er sich so wenig wie diese Dame um ihn sich kümmerte, und was den gewissen, noch immer jugendlichen Vetter anbetraf, so blieb es dabei, daß Gigi ihn haßte und verabscheute.

Mit dem Lernen war es bald vorbei. Wozu brauchte er Etwas zu lernen? An Arbeit, an einen Lebensberuf wurde nicht gedacht, — weshalb hätte er einen Beruf haben sollen?! Er kleidete sich sehr zierlich, trug den Hut übermüthig im Nacken, schwenkte sein Stöckchen, besaß eine besondere Kunst, die Halsbinde zu knüpfen, und ging in Stiefelchen einher, die einem Fräulein hätten gehören können. In solcher Vollkommenheit konnte man den hübschen jungen Menschen täglich auf der Piazza und an den Straßenecken erblicken, auf der Passaggiata, in den Cafés, beim Apotheker, beim Barbier; so erblickte ihn eines Tages zufällig sein Vater dicht neben dem unausstehlichen Vetter.

Gigi's Vater stand, schaute auf die Beiden, wendete keinen Blick von ihnen, regte sich nicht, starrte und starrte, bis vor seine Augen sich ein dunkler Schleier legte, bis er seine Kniee wanken, seinen Verstand sich verwirren fühlte. Endlich riß er sich los, schwankte er fort.

Er verließ die Stadt.

Gleich einem zu Tode verwundeten wilden Thier verkroch er sich irgendwo in ein Dickicht. Hier lag

er, das glühende Gesicht gegen die kühle Erde gepreßt, die Hände hineingekrallt, unbeweglich, still und stumm, wie ein Todter.

Die Drosseln, die Amseln und Nachtigallen sangen in den Lorbeerbäumen, die Lacerten schlüpfen raschelnd durch Gras und Blumen, die Sonnenstrahlen wiegten sich auf dem dunkeln Gezweige; er aber fühlte nichts, hörte nichts.

Es ward Abend, die Sonne ging unter, die Nacht brach herein. Da erhob er sich. Es kam ihn hart an; seine Glieder waren steif, wie zerbrochen, er konnte sie kaum rühren. So, halb gelähmt, halb entgeistert, schlich er davon.

Er kam in den Park der Villa Falconieri, an den Teich, den die Bäume des Todes gleich einer schwarzen Mauer umstanden. Am Rande des Wassers blieb er stehen und schaute hinab in die finstere Fluth, in der das Spiegelbild des gestirnten Himmels flimmerte und funkelte, aus der ein leises Rauschen und Raunen wie von flüsternden Stimmen zu ihm aufstieg. Ihm war's sogar, als hörte er ersticktes Schluchzen. — Wer konnte so bitterlich weinen? Vielleicht sein Sohn. Weshalb weinte sein Sohn? Sein Sohn hatte ihn lieb, und er stand und wollte seinem Sohne Solches anthun, — da ging er an dem offenen Grabe vorüber.

Er kam nach Hause. Im Salotto war Licht: die geborene Pentini empfing. Ihre Stimme gellte durch das ganze Haus. Jetzt lachte sie. Und auch ein Anderer lachte: der gewisse Vetter.

Der Lauscher erbebte, es versetzte ihm den Athem, es schwamm ihm vor den Augen, — ein blutrother Strom. Ja, Blut! — Wie, wenn er jetzt ging, die Büchse seines Sohnes holte und mit der gespannten Waffe plötzlich in's Zimmer trat, auf die beiden Fröhlichen anlegte, die beiden Lustigen niederschloß, daß sie mitten in ihrem Gelächter zur Hölle fuhren. Er hatte nur selten den Hahn einer Büchse berührt, aber er fühlte: mit fester Hand würde er anlegen und losdrücken, kalten Blutes sie tödten können, den Mann und das Weib! Da hörte er unten im Hausflur die Stimme Gigi's; aufgeregt rief er nach der Magd: ob sein Vater noch immer nicht nach Hause gekommen sei?

Der aber stand droben, lehnte gegen die Mauer, erstickte einen Jammerlaut, stand und lauschte auf die angstvoll fragende, geliebte Stimme.

Die Magd erwiderte: der Padrone sei noch immer nicht da. Gigi stürmte die Treppe hinauf, wollte die Thür zum Salotto aufreißen, erblickte seinen Vater, stürzte auf ihn zu, schloß die kleine, gebrechliche Gestalt leidenschaftlich in seine Arme.

„Wo warst Du den ganzen Tag? Ich habe mich schon so geängstigt! — Was sagst Du?“

Er hatte nichts gesagt; er lachte Gigi gutmüthig wegen seiner überflüssigen Angst aus: was hätte ihm wohl geschehen sollen? —

Wie gut war es jetzt für Gigi's Vater, daß alle Welt ihn überjah; so bemerkte denn Niemand, daß seine Augen einen Blick hatten, als stände er am Rande eines Abgrundes, in den er hinabstürzen mußte. Auch Gigi bemerkte es nicht; denn in Gegenwart seines Sohnes begannen die Augen von Gigi's Vater im Glanz unsäglichlicher Liebe zu leuchten, sein fahles Gesicht röthete sich, seine gebeugte Gestalt richtete sich auf; er versuchte sogar eine heitere Miene und fand die Kraft, mit lauter Stimme zu sprechen.

Wie es geschah, hätte Niemand sagen können; aber immer häufiger kam es vor, daß Gigi mit dem gewissen Vetter auf der Piazza und an den Straßenecken zusammentraf, und daß die Beiden neben einander stehen blieben, immer häufiger, daß sie im Café neben einander saßen, beim Apotheker und Barbier sich begegneten, bis sie schließlich unzertrennlich waren, bis schließlich Beide eines Geistes sich fühlten.

Gigi's Vater sah es vor seinen Augen sich vollziehen, er sah den Tag kommen, wo er nicht mehr nöthig haben würde, die Qualen seines Herzens vor dem einzigen Menschen zu verbergen, der Augen für ihn gehabt hatte, und der jetzt begann, ihn wie die Anderen zu übersehen.

Da ereignete es sich eines Tages, daß der junge Mann vor seinen Vater trat, todtenblaß, mit entstelltem Gesicht und mit im Fieber glühenden Augen.

„Ist es wahr, daß ich gar nicht Dein Sohn bin?“ Entsetzt auf den Jüngling starrend, stammelte der Unglückliche.

„Daß Du gar nicht mein Sohn bist, — wie kann das möglich sein, wer kann Dir das gesagt haben?“

„Ist es wahr?“

„Ach, mein Sohn, — —“

„Es ist wahr; und Du weißt es, Du hast es immer gewußt, und Du hast — —“

Flehend streckte der Aermste seine zitternden Hände aus. Gigi blickte ihn an, wendete sich von ihm ab und ging; ging schweigend, ohne ein Wort, ohne Mitleid.

Eine Zeitlang ertrug es Gigi's Vater; aber die stille Verachtung, die er in den Augen seines Sohnes

las, zermalmte sein Herz. Doch starb er nicht an seinem zermalnten, seinem zermarterten Herzen. Da plötzlich, eines Sonntags, sprach die ganze Stadt von dem Manne, der sonst für die ganze Stadt kaum vorhanden gewesen. Das kam so:

Es war Pferderennen. Unten vor der Capuzinerkirche wurden die Pferde losgelassen und rasten dann die breite, schöne Straße bis zur Piazza hinauf. Zu beiden Seiten standen in dichten Reihen die Frascataner, darunter auch Gigi's Vater, ihm gerade gegenüber, neben dem gewissen Vetter, Gigi selbst. Die Pferde kamen angesprengt; da, — ein gellender Aufschrei der Menge. Aber schon war es geschehen: Gigi's Vater hatte seinem Sohne etwas sagen wollen, war über die Straße gegangen, war gestrauchelt und niedergefallen, dicht vor den Hufen der Pferde, die über ihn hinwegrauten. Er lebte noch, er schlug noch einmal die Augen auf, sah noch einmal seinen Sohn an, — mit einem Blick voll unsterblicher Liebe. Dann war es vorbei. Niemand, der Gigi's Vater betrauert hätte! —

Nachdruck verboten.

Ich finde den alten Klang nicht mehr . . .

Von Frida Schanz.

Ich finde den alten Klang nicht wieder,
Die beste Saite brach mir entzwei, —
Durch meine Gedanken, durch meine Lieder
Geht's wie ein heimlicher Sturmesschrei.

Ich möchte noch einmal in frommen Tönen
Den Lenz besingen im Blüthenried
Und alles heimliche Leid versöhnen
In einem freundlichen Freudenlied.

Die Töne, die mich noch leis begleiten,
Sie klingen trüb, wie von Thränen schwer, —
Ich stimme umsonst die zerbrochenen Saiten,
Ich finde den alten Klang nicht mehr!

Nachdruck verboten.

Dr. med. Elisabeth H. Winterhalter.

Von H. Lehner.

Siehe das Portrait, Seite 81.

Die Universität Zürich hat bereits seit vielen Jahren den Frauen ihre Pforten zu medicinischen und anderen Fachstudien geöffnet und bildet zweifellos einen der Hauptpunkte des Continents für die wissenschaftliche Ausbildung der Frau. Deutschland, Rußland, Ungarn und die Türkei verhalten sich noch immer abweisend zu dieser Frage, die Frauen jener Länder sind daher gezwungen, ihren Studien im Auslande obzuliegen. In Deutschland ist zwar den Ärztinnen die Ausübung ihres Berufs gestattet, doch werden ihnen noch nicht die gleichen Rechte mit den Ärzten eingeräumt, und die häufigen Vorurtheile hindern und erschweren vielfach ihre Thätigkeit; es gehört große Energie und Ausdauer dazu, diese Hindernisse zu überwinden. Unter den Medicinerinnen, die sich in allernuester Zeit in Deutschland niedergelassen haben, dürfen wir Fräulein Dr. med. Elisabeth H. Winterhalter als eine der bedeutendsten und tüchtigsten bezeichnen. Da sie einer angeesehenen Medicinerfamilie entstammt, so ist es wohl nicht zu verwundern, wenn sich die Anlage zu diesem Berufe auch einmal bei einem weiblichen Mitglied frühzeitig entwickelte.

Im Jahre 1856 zu München geboren, empfing sie den Elementar-Unterricht in einer dortigen Volksschule und kam nach dem Tode ihres Vaters in ein strenges, katholisches Erziehungs-Institut; hierauf besuchte sie das Lehrerinnen-Seminar und legte das bayerische Staats-Examen für Lehrer und Lehrerinnen in hervorragender Weise ab. Ihr Wißenseifer war so groß, daß sie während der Zeit ihres Lehrerinnen-Berufes eingehende und von Erfolg gekrönte, lateinische und griechische Sprachstudien trieb. Indef, von höherem Streben befeuert, genügte ihr die Thätigkeit einer Lehrerin auf die Dauer nicht.

Nachdem sie eines Tages von den Promotionen der Damen Dr. med. Tiburtius und Lehner gelesen hatte, nahmen ihre Wünsche eine bestimmtere Richtung an, — sie wollte Medicin studiren. Aber mehrere Jahre dauerte es, bis sie den Widerstand in ihrer Familie durch ruhiges Festhalten an ihrem Entschluß überwunden hatte. 1884 ging sie nach Zürich und begann nun mit voller Hingebung und eifernem Fleiße das medicinische Studium; ein Jahr darauf absolvirte sie das Abiturienten-Examen und wieder ein Jahr später mit bestem Erfolge das Tentamen. 1889 machte sie bereits mit vorzüglichem Resultat das Staats-Examen zur Erlangung der Approbation, welche den Ärztinnen der Schweiz völlige Gleichberechtigung mit den Schweizer Ärzten gewährt, worauf sie sich Anfang 1890 den Doctor-Titel durch eine besonders anerkannte Dissertation über ein gynäkologisches Thema erwarb. Zu weiteren klinischen Studien ging sie nun ein halbes Jahr nach Paris, woselbst ihre hervorragende Befähigung den berühmten Frauenarzt Dr. Budin veranlaßte, sie als Uebersetzerin seiner medicinischen Schriften zu autorisiren. Hierauf versuchte sie in Berlin die Aufnahme in klinische Kurse, jedoch ward dieselbe abgelehnt, und sie wandte sich nun nach Stockholm, um unter Dr. Hure Brandt die Massage für Frauenkrankheiten zu studiren. Nachdem sie noch an den Curien eines Münchener Privat-Dozenten Theil genommen hatte, begab sie sich zu ihrer endgültigen Niederlassung vor wenigen Wochen nach Frankfurt am Main,

um, als einzige Kerkzin für Frauenkrankheiten und Geburtshilfe, an Stelle der erkrankten und fortgezogenen Doctorin Walter-Adams, ihre Thätigkeit auszuüben.

Nicht allein ihre geistige Begabung und ihr positives Wissen und Können, sondern auch ihr lebenswürdiges Wesen, frei von aller Emancipation, und ihr feines, bescheidenes, aber sicheres Auftreten werden ihr bald einen geeigneten Kreis verschaffen. Vertrauenerweckende Ruhe liegt in dem klaren Blick, mit dem uns das Auge forschend anschaut. — man sieht es dem Bilde an, daß nur Kunst und Freundschaft im Stande sein konnten, das intellektuelle Leben in so vollendeter und getreuer Form zum Ausdruck zu bringen.

Die Künstlerin, welche mit der Gelehrten freundschaftlich verbunden, uns in diesem Werke entgegentritt, giebt darin einen Beweis ihrer charakteristischen und durchgeistigten Auffassung.

Fräulein Ottilie W. Röderlein wurde von deutschen Eltern 1839 in Järich geboren. Als Kind wurde sie gemalt, und dies weckte in ihr die unwiderstehliche Lust, auch mit Farben umgehen zu lernen, und die Liebe zur Malerei wuchs in ihr mit den Jahren. Auf ihren heißen Wunsch kam sie in die Zeichenschule des Malers Pfister. Ihr außergewöhnliches Talent hatte sich binnen kurzer Zeit derartig Bahn gebrochen, daß sie, weiteren Zielen zustrebend, 1878 in das Atelier des Professors Gussow zu Berlin eintrat. Bereits begann Paris seinen Einfluß auf die Kunstwelt geltend zu machen, als es auch Ottilie Röderlein dorthin zog. Sie fand in dem Atelier von Carolus Duran und Henner Aufnahme und wurde bald deren bedeutendste Schülerin, geschätzt von ihren Lehrern und beliebt bei den Collegeninnen. Eine hervorragende Genialität, verbunden mit rastlosem Fleiß und Streben, ließen sie bald zu den angesehensten Portrait-Malerinnen der Seinestadt emporsteigen, und der Salon von 1888 brachte ihr die „mention honorable“ ein, der auf der Weltausstellung 1889 die zweite Medaille folgte.

Eine Meisterin in Zeichnung, Colorit und Charakteristik, hat sie eine stattliche Reihe vorzüglichster Portraits edelsten Stils geschaffen, unter denen besonders das Portrait ihrer Mutter, des schweizerischen Pfarrers Dion (Gründer der Ferien-Colonien), des Bundespräsidenten Deucher, der polnischen Gräfin Tachcevicz und das des Fräulein Winterhalter in ihrem Studierzimmer ungetheilte Bewunderung und Beifall fanden. Nicht minder ausgezeichnet gelangen ihr Kinderbilder, denn sie versteht es, mit feinerem Pinsel die kleinen, beweglichen Züge zu fixieren. Warm empfindend und von großem Reiz sind ihre Genrebilder ernsterer Richtung, darunter ein jüngst vollendetes Madonnenbild mit dem Kinde, in wunderschöner und ergreifender Auffassung. Von ganzer Seele der Kunst ergeben, lebt sie fast ausschließlich ihrer Arbeit, sich immer höhere Aufgaben stellend. Durch ihre tiefempfindende, wahre und treue Künstler-natur, sowie durch ihre persönliche Lebenswürdigkeit und An-spruchslosigkeit hat sie sich, in der Heimat sowohl wie in der Fremde, viele Freunde erworben.

Einen Theil des Jahres wohnt sie in Paris, den übrigen wird sie zu weiterem künstlerischen Schaffen in Frankfurt am Main zubringen.

Kabdruck verboten.

Lohengrin.

Aus dem Tagebuche einer höheren Tochter
von D. von Kahlenberg.

Den 1. Mai. Ich liebe! — Nur dir, o mein Tagebuch, theile ich es mit, dir, dem stillen Vertrauten aller meiner Qualen und Hoffnungen. Ich bin selig, ich bin überglücklich. Draußen wird es Frühling, die Nachtigallen flöten, und der Flieder blüht. Welch' eine reizende Zeit für eine erste Liebe! Jetzt erst verstehe ich Gott und die Welt ganz, jetzt fühle ich, was es heißt, ein Mensch zu sein.

Den 2. Mai. Ich habe die ganze Nacht wach gelegen, an Ihn gedacht und gedichtet. — Es kommt mir wie eine Ironie vor, daß ich heute zur Schule muß. Als ob ich noch ein Kind wäre!

Den 3. Mai. Er ist himmlisch, bildschön, schwarzgelockt, mit dunklen, glühenden Augen und blassem, römischem Gesicht, der Schmirbart ist einfach hinreißend. — Er hat entschieden etwas Dämonisches. Ich schwärme für dämonische Männer, Vampire, Magnetisierer und dergleichen. Sie sind so aufregend und interessant.

Er gleicht Lord Byron fabelhaft. — Ob er auch ein Dichter ist? Oder vielleicht ein verbannter Polensfürst? Er sieht so melancholisch und aristokratisch aus. Genau so denke ich mir Max Piccolomini oder Mortimer in Maria Stuart.

Den 4. Mai. Wie er mich angesehen hat, als ich ihm heute auf dem Wege nach der Schule begegnete! Ich versteckte schnell die alberne Schulmappe. Ich hoffe sehr, er hat sie nicht gesehen. Diese schwarzen, schmachenden Augen sind geradezu berückelnd. Sie verfolgten mich durch die ganze Geschichtsstunde. Wie fad und unbedeutend sieht Doctor Strempel gegen ihn aus! Und ich konnte mir einst einbilden, daß ich den Menschen liebe. Wie lächerlich erscheint mir jetzt diese kindische Schwärmerei neben meiner ersten, wahren Liebe!

Den 5. Mai. Ja, ich glaube an eine geheimnißvolle Sympathie zwischen liebenden Seelen. Wir sprachen heute im Kränzchen darüber. Ich mußte lächeln über die Zweifel und die Unwissenheit der Anderen. Ich spiele jetzt in der Klavierstunde: kein Feuer, keine Kohle. . . . Niemand ahnt etwas.

Den 6. Mai. Ich habe mich Lina anvertraut. Lina ist meine Bufenfreundin, unsere Herzen sind auf ewig verbunden. Wir weinten lange zusammen. Es waren seltsame, unversehrliche Stunden! Zuletzt schworen wir uns tiefstes Stillschweigen und erneuerten die Gelübde unserer Freundschaft. Lina versteht mich ganz. Sie hat auch schon einmal geliebt und Unglückliches gelitten. Die Arme! Er, ich glaube er war Dragoner, verkehrte sehr viel in ihrem Hause, zuletzt kam er fast täglich. — Lina erwartete sein Geständniß jeden Augenblick, da hielt er um ihre ältere Schwester an. Lina glaubte, ihr wäre das Herz gebrochen. Ich würde einen solchen Berrath nicht überleben haben. Die Männer sind doch sehr schlecht und falsch.

Lina hat heimlich den Faust gelesen. Er erinnert sie etwas an Faust, sagte sie. Ich muß mir das Buch auch verschaffen. Lina schwärmt dafür, obgleich sie es unmoralisch findet.

Den 7. Mai. Ich habe ihn wieder gesehen; ich bin überglücklich. Lina und ich saßen auf einer Bank in den Anlagen; wir sprachen natürlich von ihm und aßen Bonbons. Klöplich kam er den Promenadenweg herauf. Ein Husar ritt vorüber; er grüßte, und der Offizier erwiderte den Gruß. Ich war ein

Freund von ihm. Ich kniff Lina bloß in den Arm. Sprechen konnte ich nicht, sie verstand mich gleich. — O Gott, er setzte sich auf die Bank neben uns. Ich fühlte, wie mir alles Blut zum Herzen strömte. Lina war auch roth geworden. Wie aber von ihr! — Ich konnte kein edles Profil ganz genau studieren, er war so in Gedanken versunken, daß er sich gar nicht rührte.

Lina sprach und lachte ganz laut. — sie ist wirklich zu köstlich. Er schenkte ihr natürlich gar keine Beachtung. Endlich stand er auf, und mir kam es vor, als ob er sich dabei kaum merklich gegen mich verneigte. Einen Moment trafen sich unsere Blicke; der seine hatte etwas Flehendes, Trauriges. Ich mußte unwillkürlich an Heine's Asra denken.

Den ganzen Rückweg über war ich sehr bewegt, Lina schwappte unaufhörlich: wer er wohl sein könnte, wie er hieße? Als ob die Liebe noch dergleichen fragt! Lina ist mir doch zu materiell und profaisch. Von höheren Empfindungen hat sie keine Ahnung, und ihre Oberflächlichkeit und Koketterie berührt mein feiner organisiertes Gemüth oft peinlich.

Den 8. Mai. Ein Sonntag. Ich las den ganzen Nachmittag im Buch der Lieder. Heinrich Heine ist doch ein süßer Mensch. Schade, daß er so viel geschrieben hat, was ich nicht lesen darf! Mama liebt das Buch der Lieder nun gar nicht, sogar gegen „Berther's Leiden“ ist sie eingenommen. Ich fürchte, die gute Mama ist überhaupt etwas hausbacken. Ob ich auch jemals so profaisch werden könnte? — An seiner Seite niemals!

Den 9. Mai. Niemand kennt ihn hier. Ich habe vorsichtig Erkundigungen eingelesen. Gewiß lebt er incognito, ich denke mir immer, er ist ein politischer Flüchtling aus Rußland oder Sibirien. Vielleicht ein Revolutionär, so wie Lafanette oder Brutus und Kosinski. — Vielleicht hat er einen im Duell erschossen. — er sieht immer so unglücklich und düster aus, oder er ist ein Räuberhauptmann gewesen, so einer wie Karl Moor, furchtbar edel und ritterlich natürlich. O Gott, wenn die Verfolger ihn entdeckten! — Aber ich liebe ihn, da ist kein Widerstand und keine Wahl. „Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet“, sagt Schiller. Ich finde das ganz gut gesagt. Wir nahmen heute die Braut von Messina durch, ich finde so oft etwas auf mich Bezügliches darin, seitdem ich liebe. Ich glaube, Dr. Strempel bemerkte, daß ich an einigen Stellen erröthete und Lina anah.

Den 10. Mai. Ich habe ihn zu meinem Ideal gemacht. Die ganze erste Klasse hat nämlich ein Ideal: Alexander den Großen, Günther Lehrbach aus „Gänsefüßel“ oder Nikolaus Venau. Ich hatte bis jetzt: Graf Adolar aus der „Perle von Venedig“. Ich nenne ihn Lohengrin, das klingt so poetisch und vornehm, und ich weiß doch auch nicht, woher er kommt, gerade wie Elsa von Brabant.

Den 11. Mai. Ich träume viel von Lohengrin. Mama sieht mich jetzt manchmal so sonderbar an. Ich soll nicht so viel allein in meinem Zimmer sitzen und im Hause fleißiger sein. Es ist traurig, daß Eltern oft so wenig Verständnis für die Herzensangelegenheiten ihrer Kinder haben! Lohengrin, mein edler Ritter, wann erblickst du mich?

Den 13. Mai. Zwei Tage später. — Es ist Alles zu Ende, ich bin aus meinen Himmeln gestürzt. Meine Ideale sind zertrümmert, mein Glaube an die Menschheit ist für ewig dahin. Ich möchte sterben oder in's Kloster gehen. Ach Gott, es ist zu traurig, wenn man mit fünfzehn Jahren schon lebensmüde ist! — Ich kann nicht weiter schreiben, — ich habe nur Thränen und Seufzer. . . . Heute Mittag konnte ich bloß zwei Apfelskiffe essen, es fiel Allen auf.

Den 14. Mai. Sogar Lina kam ich mich nicht anvertrauen. Kein Mensch ahnt, was ich leide! Mit mir in's Grab muß ich es nehmen, das fürchterliche Geheimniß meines vergifteten Daseins. Keiner soll es erfahren, was es gewesen ist, das diese Blüthe schon im Keime ersticht hat. O Welt! wenn du an meinem frühen Grabe weinst, dann weise auch eine stille Zähre dem unbekanntem Weh, das mir das Herz gebrochen hat.

Den 15. Mai. Lina weiß, daß es aus ist zwischen Lohengrin und mir. Ich habe ihr verboten, weiter in mich zu dringen, und sie ehrt meinen Schmerz. Wir gehen nie mehr zusammen in die Conditorei. Lohengrin! Wie lächerlich mir der Name jetzt vorkommt, wie eine grausame Ironie des Schicksals.

Was würde die erste Klasse sagen, wenn sie ahnte, daß Lohengrin, mein interessanter Flüchtling, mein Schwanenritter, ein. — grauenhaft, — Kellner ist?

Den 16. Mai. Ob je ein geträumtes Mädchenherz gelitten hat wie ich? Ophelia oder Gretchen? Hamlet war doch wenigstens ein Prinz und Faust Doctor, — Civilist zwar, aber doch allenfalls saloufähig. — Wenn Er dann doch wenigstens ein Schäfer oder ein Jägersmann wäre! Ueber die giebt es so hübsche Gedichte mit Prinzessinnen oder Ritterfräuleins, — aber Kellner? — Es ist zu schrecklich, zu trostlos!

Den 17. Mai. Wie ich das Furchtbare erfahren habe? Werde ich genug Fassung besitzen, um es niederzuschreiben, wird mir die Feder nicht verfallen? Nur du, mein Tagebuch, das du Zeuge meiner Seligkeit warst, das ich dann mit meinen Thränen benezt habe, du sollst Alles wissen, dir will ich es anvertrauen, was keine Folterqualen mir expressen sollen. . . .

Es war am 12. Mai, dem schrecklichsten Tage meines Lebens. Den ganzen Nachmittag schon lag es über mir, wie ein bleiernes Verhängniß; am Morgen hatte ich eine Spinne gesehen, das bedeutet Unglück; ich wußte, daß mein Schicksal sich einer Krisis nahte. . . . Werde ich je wieder fröhlich sein können, werde ich vergessen? Tante Hedwig war zu Besuch bei uns an dem verhängnißvollen Tage. Am Abend gingen Papa und ich mit ihr in den Wintergarten des Victoria-Hotels. Papa und Tante unterhielten sich sehr eifrig, — ich saß ganz still daneben, — ich bin immer sehr still jetzt, — und während ich langsam meine Eislimonade schlürfte, weilten meine Gedanken liebend bei ihm. Eine geheimnißvolle Macht zwang mich plötzlich, die Augen aufzuschlagen. Mir gegenüber am Stamme eines Palmbaumes lehnte er. — Lohengrin!

Seine düster brennenden Augen sind auf mich gerichtet, unendliche Sehnsucht und Schwermuth schmachtet mir daraus entgegen. — Wie vornehm und elegant er aussieht! Der Frack sitzt ihm wie angegoßen, — diese eine zartgewellte Stirnlocke ist geradezu classisch. Ein dicker goldener Reif blüht an einem der schlanken Finger. Gott sei Dank, es ist kein Trauring!

Noch nie hab' ich ihm so Auge in Auge gegenüber gestanden, — von diesem Augenblick kann ich mit Schiller sagen: „Ich habe geliebt und geliebet.“

„Kellner!“ ruft Papa, — ich höre es wie im Traume, Alles um mich herum verschwimmt zu einer grauen Wüste, — ich sehe nur Lohengrin und mich! Seine Augen werden immer leuchtender und größer: „Entlich!“ mit mir und sei mein

Weib!“ — Jetzt scheint er aus der Starre zu erwachen, — wie ein heller Blitz fliegt es über sein Antlitz. — Mein Herz hört auf zu schlagen. . . . Er kommt auf meinen Tisch zu. Der Torkühne! Sieht er denn Papa und Tante Hedwig nicht? Die vielen Menschen um uns herum? Er steht still. Er verbeugt sich. . . . Er spricht: „Was befehlen die Herrschaften?“

„Eine Flasche W-d-o-c,“ sagt Papa. Ich höre es ganz deutlich, aber wie aus weiter Ferne. Es wird mir schwarz vor den Augen, eine wohlthätige Stumpheit legt sich über meine Sinne. Ich fühle nur, daß etwas in meinem Innern zerreiht in diesem Augenblick.

„Was für ein hübscher Mensch!“ bemerkt Tante Hedwig. „Ein Pole,“ sagt mein Vater. „Das reine Modejournal-Gesicht. — Herr Gott! Mädel, wie blaß Du aussiehst! Der Wein wird Dir gut thun, und von morgen ab nimmst Du Stahlpillen. Du schleichst ja seit einiger Zeit umher wie eine verhaselte Landpartie! — Da, Kellner, — das Uebrige ist für Sie!“

Lohengrin, mein Lohengrin, und zwanzig Pfennige Trinkgeld! Mir ist es noch jetzt unfählich, daß ich nicht in Ohnmacht fiel, daß nicht wenigstens die Decke über mir einstürzte.

Drei Tage später. Ich habe die neun Seiten mit Tinte überichmirt, die Beschäftigung hat mir wohlgethan. Diese Episode ist damit ausgelöscht in meinem Leben. Lohengrin ist tot für mich, . . . mir ist's, als ob ich ihn eben begraben hätte. Keiner an Hoffnung und Lebensmuth muß ich die Bürde meines Daseins weiter tragen. Eins nur tröstet mich; Ich habe jetzt eine unglückliche Liebe. Ich beneidete Lina eigentlich oft um ihre, sie that sich so damit. Unglückliche Lieben sind so interessant und poetisch.

P. S. Ich werde mich künftig lieber nur in Herren mit Uniformen verlieben. Da hat man doch wenigstens eine gewisse Garantie; die Welt ist so falsch und trügerisch heutzutage.

Kabdruck verboten.

Wie man die Lebenslasten tragen sollte.

Allerlei Gedanken von E. Zoeller-Lionheart.



üngst auf meiner Sommerreise sah ich in der Villa eines Fremdes eine monumentale Gestalt von unbekannter Künstlerhand.

In die eigenartige Schönheit dieser bronzenen Frauenfigur habe ich mich gründlich vertieft und nicht satt sehen können.

Weniger die Anmuth der Gestalt selbst, als der Ausdruck von Kraft, Muth und stiller Heiterkeit, mit der die festen Arme die Weltugel über dem zierlichen Haupte trugen, zog den Beschauer an.

Ob ich die allegorische Absicht des Künstlers erkannt, ob ich nur meine eigenen Gedanken über Welt und Menschen hineinlegte, mir kam die Statue wie die Verkörperung einer Idee vor, durch deren Verallgemeinerung manchem Uebel Erleichterung verschafft würde.

In dieser allerbesten der Welten ist es leider Wenigen durch unsere modernen Verhältnisse erspart, ungeprüft durch's Dasein zu wandeln. Aber wie man sein Schicksal trägt, mit welcher Widerstandskraft man es zu tragen vermag, das erst entscheidet über das mehr oder minder große Maß unserer Prüfungen.

Die Lasten des Lebens, seien sie moralischer oder rein materieller Natur, mit lächelndem Gleichmuth als ein Unabwendbares auf sich nehmen, durch kräftiges Tragen derselben die Wucht auf unseren Schultern ermäßigen, das ist die weiße Lehre, die wir nicht früh genug unseren Kindern in die junge Seele impfen könnten. Anstatt dessen hören Tiejungen, die unserer erzieherischen Obhut vom Himmel anvertraut sind, uns murren und jähren über eine uns ungerecht scheinende Schicksalsprüfung, oder wenn wir Stoicismus genug besitzen, uns schweigend zu fügen, sehen sie uns mit schwermüthigem Gesichtsausdruck unsere Lasten hinschleppen.

Wie weiße Einsicht bekundet doch unsere Militär-Verwaltung, welche die Soldaten während des Marsches anhält, lustige Melodien zu singen! In dem Zwange zur Heiterkeit vergessen die Leute Ermüdung und erschöpfte Kräfte.

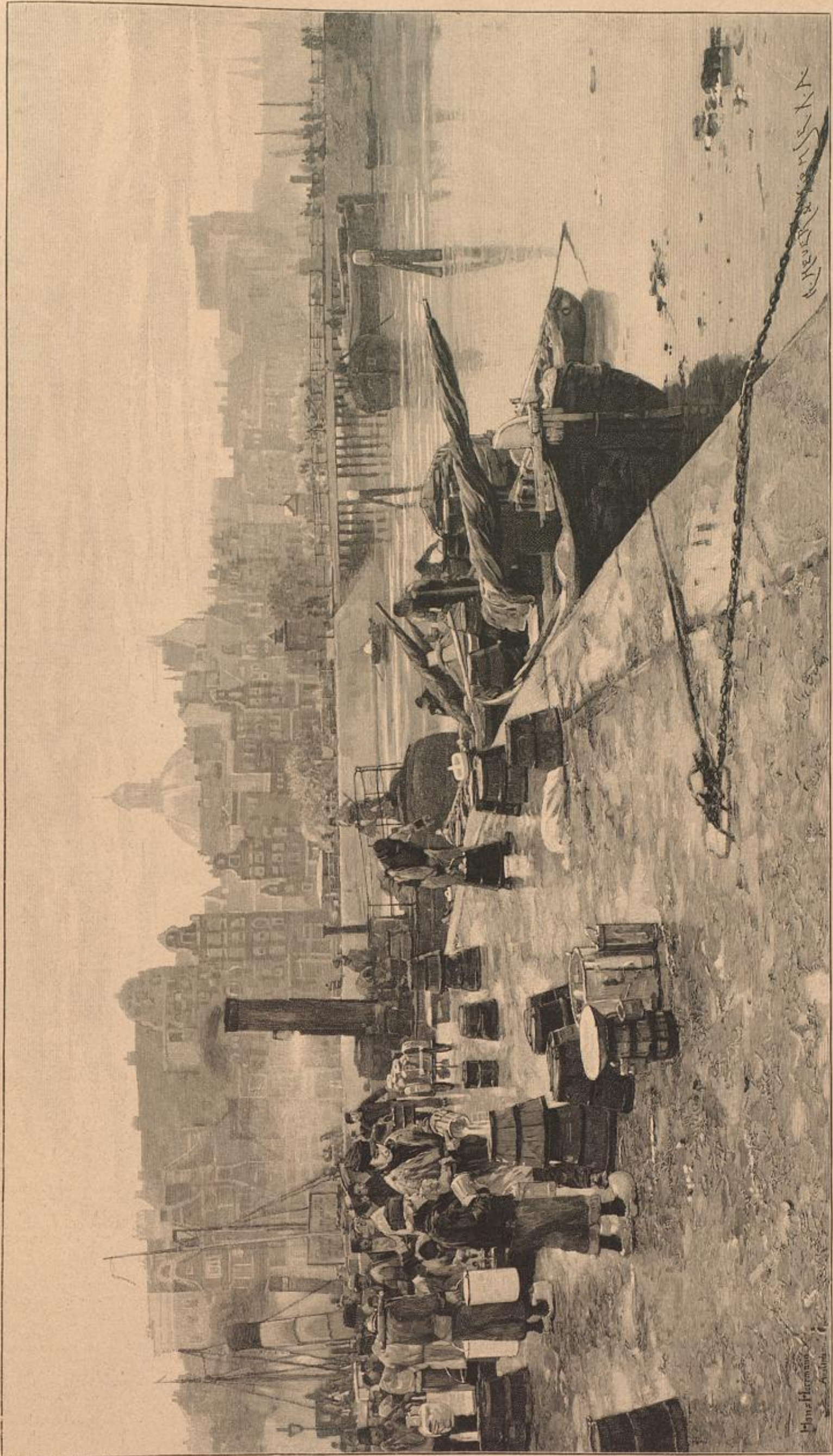
Nichts wohl macht die Furcht mancher Schicksalsprüfungen unerträglich, als das mürrische Hingrübeln, das kraftlose in Trübsinn Sich-Einspinnen.

Nicht allein, daß die Gesellschaft instinctiv den meidet und flieht, der ihr mit seiner Trübsal unbehaglich wird, nicht bloß, daß wir auf unsere Umgebung bedrückend und mit unserer Stimmung ansteckend wirken, wir selber verlieren so den Glauben an unsere moralische Kraft, an eine Zukunft, an ein Emporstreigen aus widrigen Verhältnissen.

Wie anders der Mensch, der unbeirrt die Last wie Erwas trägt, mit dem er schon fertig werden wird! Die Welt glaubt an ihn, faßt Vertrauen zu ihm, weil er sich selber nie aufgab. Nie tritt ihm das demüthigende Mitleid Anderer nahe; die Atmosphäre ruhigen Selbstvertrauens, die ihn wie eine Schutz-mauer umgiebt, hält ihn jene tausend kleinen Nadelstiche fern, unter denen ein feinfühligere Sinn im Unglück so schwer zu leiden hat, und jenes stillere Ertragsvermögen, das er anfangs vielleicht nur als Last vornahm, wird mehr und mehr sein innerstes Eigenthum und nimmt jedem Schicksals-schlage materieller Art den schärften Stachel, ja bringt ihn mit der Zeit auf die gewohnte Lebensstufe zurück, denn weil er verzweifeln nie sich selber aufgab, blieb er im Zusammenhange mit dem Kreise, der ihn fördern, tragen, fortkommen half, und weil er immer zufrieden blieb, gruben die Schicksals-schläge ihm nicht jene unverwundbaren Schriftzüge in das Antlitz, die ihm und Anderen das ewige Erinnerungsmal durch-littener Qualen bilden mußten.

Den Schwächling reiht die Woge um, an dem Kräftigen zertheilt sie sich und fließt vorüber, deshalb um Gottes willen kein zahmes, fatalistisches Hinnehmen des Geschicks, aber auch kein zornig tropisches Aufbäumen dagegen! Muthiges Antreten, freudiges Weiterstreben, geduldiges Ausharren, und uns Allen kommt wohl der Tag, wo wir auf die dunklen Prüfungsstunden wie auf böse Träume zurückblicken dürfen.

Um aber unsere Kinder zu dieser Widerstandskraft zu erziehen, lassen wir ihre kleinen Unarten und Eigenhümlichkeiten nie aus dem Auge, bewachen sie scharf und reihen mit feher Hand jene wilden Beschöflinge der üblen Laune, der Verdrossenheit aus, die besonders bei verwöhnten, kränklichen oder einzigen Kindern bei Verfassung des leisesten Wunsches sich ent-wickeln.



Amsterdam 1871

Hans Hartmann
Amst.

Milchmarkt in Amsterdam. Von Hans Hartmann. — Siehe Seite 88.

Frühzeitig gewöhne man die junge Menschenknoche an Selbstbeherrschung, ein mürrisches Gesicht zwingt man zur Freundlichkeit; Schmolten lasse man niemals ungerügt hingehen! Man wende den ganzen Schatz seiner Beredsamkeit an, um den kleinen Nachtragenden zu überzeugen, daß es zu seinem Besten geschah, wenn man ihm Etwas versagen mußte, und liegen die Verhältnisse derart, daß eine Erklärung der Gründe sich verbietet, so rufe und rufe man nicht, bis man durch erwärmende Liebe, Scherz, Ironie, wenn sie am Plage ist, die trüben Wolken von der jungen Stirn vertrieben und die Erinnerung an die eingebildete Beeinträchtigung verwischt hat.

Nur nicht verdrossen, mürrisch, trossend ihn von sich gehen und einspinnen lassen in diese verderbliche Stimmung, die mit der Zeit bei jeder Gelegenheit ihm zur Gewohnheit und den jungen Frauen, — im künftigen Ehestande, — zu einer wohlzielenden Waise wird, die leider aber auch zweischneidig wirken kann, den Rebellirenden unterjochen oder ihn aus dem Hause treiben.

Was Anderes wohl ist jene herzwinnende Liebenswürdigkeit des Charakters, die alle Welt sich zum Freunde schafft, als ein freundliches Ertragsvermögen kleiner und großer Unannehmlichkeiten des Lebens, ein Sich-Fügen in Unabwendbares und ein muthig-entschlossenes Aufstehen und Weiterkämpfen!

Sieh jenen greisen Mann an, dessen Augen aufleuchten und feucht werden, da er von seiner längstverstorbenen Gefährtin, einer Gefährtin im wahren Sinne des Wortes, spricht. Nicht Schönheit noch glänzende Geistesgaben schmückten sie, sie hat nichts in ihrem stillen Leben gethan, was ein Lorbeerreis auf ihr Grab legen würde, und doch ist sie dem Manne und den Kindern in dunkler Stunde der Stern gewesen, zu dem sie Alle vertrauensvoll aufblickten.

Kein Laut der Klage ging über ihre Lippen, als das schwanke Gebäude einer glänzenden Existenz urplötzlich über ihr zusammenbrach, sie hat dem Manne Muth zugesprochen mit hellem Auge und freundlich ermunterndem Wort, ihre heitere Zuversicht, die unverbrüchlich an seine schaffende Kraft zu glauben schien, löste ihm selber Vertrauen zu sich ein, und die vielen Jahre des Kampfes um das nackte Dasein hat sie neben ihm ausgeharrt, nie ermüdend, nie ermattend, mit immer zufriedenerm Sinne und ungetrübttem Auge.

„Es kann dem A. A. nicht so schlecht gehen, wie man glaubte, seine Frau hat ihren frischen Sinn nicht eingebüßt,“ sagten die Leute hinter ihrem Rücken, und wer sich ängstlich zurückziehen wollte, kam vertrauensvoll wieder heran. Die heranwachsenden Töchter blieben in den gewohnten Umgangsreisen, die umsichtige Sparsamkeit und der erfinderische Sinn machte es möglich, daß sie in den gewendeten, gewaschenen Fäden immer hübsch und nett ausfahen, und der frische, fröhliche Jugendsinn, den keine häusliche Bedrücktheit lähmte, machte sie zu so anziehenden Persönlichkeiten, daß sich das Herz waderer Männer ihnen zuwandte.

Wie anders, wenn Frau A. A. unter der Wucht des Schicksals zusammengebrochen wäre, wenn sie die Hände trost- und hoffnungslos im Schoße gefaltet und Alles hätte über sich ergehen lassen, wie eben das Schicksal es mit sich geführt!

So möchte ich denn zum Schluß noch einmal auf jene schöne, kraftvolle Gestalt hinweisen, die eine Weltkugel mit lächelndem Antlitz auf ihrem Haupte trägt, und bitte meine Leser, sich dieses Bildes stets erinnern zu wollen, wenn des Lebens Lasten je an sie herantreten.

Nachdruck verboten.

Ein Augenblick.

Skizze von A. Her.

Wie war noch ein Kind und stand mitten in der großen Wiese, auf welcher zahlreiche Glodenblumen prangten. Sie lief hierhin und dorthin und pflückte einen Strauß, und während sie sich bückte, fiel ihr der Hut in den Nacken. Sie sah den blauen Himmel über sich, das lachende Grün um sich, sie hörte das Murmeln des Baches und das gleichmäßige Geräusch der benachbarten Säge, welche die Holzstämme durchschnitt. Es regte sich etwas in ihrem Herzen, eine mächtige Freude, ein inneres Wohlsein, und sie mußte singen und lachen vor Lust. Es war Alles so schön und blieb nun immer, immer so!

Aber plötzlich kam ihr kleiner Bruder gelaufen und riß ihr den Strauß aus der Hand.

„Gieb her die Blumen!“

„Nimm sie selber, wenn Du welche willst!“

Und sie rangen um den Strauß, bis eine Menge Glodenblumen abgerissen am Boden lagen.

„Du bist ein Mädchen, Du mußt nachgeben!“

„Warum nicht gar!“ und sie vertehrte ihm einen kleinen Stoß, und da lag er im Poch und schrie um Hilfe. Ein in der Nähe befindlicher Knecht zog ihn heraus. Alle ihre Freude war dahin und hatte nur einen Augenblick gewährt.

Und nun kam die Strafe, denn sie wurde in ein dunkles Zimmer eingesperrt. Da dachte sie, es könne nie im Leben wieder hell werden, es bliebe immer, immer Nacht und gäbe keine Sonne mehr auf der Welt und keine Wiese und keine Blumen und überhaupt gar nichts. Aber auch das ging vorüber, und in der Erinnerung schien es ihr nur noch wie ein Augenblick.

Und als sie groß war, kam ein Tag, wo sie dem Zauber der Liebe ihr Herz öffnete, und vor ihr lag eine neue Welt voll unbegrenzten Glückes!

Sie dachte nicht an das, was gewesen, nur an das, was sein würde; wie ein Traum lag die Vergangenheit hinter ihr, und vor ihr, in's Unendliche sich verlierend, — ein unbekanntes Land! Für sie gab es keinen Augenblick mehr, kein Zeitmaß, keine Schranke, kein Wünschen, kein Wollen, eins nur noch: die Liebe!

Und sie folgte ihm in sein Heim. Dort zuweilen dachte sie an die große Wiese mit den Glodenblumen, und eine leise Behntheit wollte sie beschleichen, wenn sie sich in's Gedächtniß zurückrief, wie schnell die Freude vorüber gegangen. Und wenn jetzt das Glück auch weiter nichts war wie ein langer Augenblick! Das Herz that ihr weh, und sie mußte ihn auffuchen.

„Nicht wahr, Du liebst mich immer?“

„Gewiß, mein Schatz.“

Aber ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Ganz sicher?“

Er hatte viele Mühe, sie zu beruhigen und zu trösten.

Späterhin fand sie keine Zeit zu Gräbeleien, denn es kam ein Kind nach dem andern, und sie mußte oft nicht, wo ihr der Kopf stand. Eins schrieb, statt zu schlafen, eins froh am Boden umher, und das älteste gab sich viele Mühe, im Zimmer Alles drunter und drüber zu werfen. Da mußte sie beschwichtigen und helfen und aufräumen und Alle gleich sehr lieben. So ging es einen Tag wie alle Tage, und Abends war sie so müde, daß sie Gott danke, wenn sie schlafen konnte.

Krankheitsstage wechselten mit Zeiten, wo Alles eitel Sonnenlicht schien, und Beides verchwamm in einander in der Erinnerung.

Und wenn sie die süßen, unschuldigen Kindergesichter um sich sah, empfand sie ein Herzensweh, daß das nicht so bleiben könnte, und sie legte ihre Hände auf die Köpfe der Kinder und sagte:

„Bleibt noch lange klein und wachst nicht so schnell,“ aber dann schrien sie im Chorus:

„Wir wollen schnell wachsen und groß werden!“

Ja, da ließ sich nichts machen!

Mit zunehmendem Alter stellten sie neue Anforderungen.

„Mutter, ich habe eine schlechte Censur, mache nur, daß der Vater nicht böse wird!“

„Und ich weiß nicht, wie ich diese Aufgabe lösen soll, hilf mir doch!“

„Und ich hätte gern morgen Nachmittag meine Freundinnen eingeladen, aber Alle — und Chocolade und Kuchen, aber viel Kuchen!“

So ging es fortwährend mit Anfragen und Bitten: „Ich möchte“ — „Ich wünschte“ — „Ich hätte gern . . .“

Dann wurden sie groß, eins nach dem andern verschwand aus dem Hause und eines Tages befand sie sich wieder allein mit ihrem Manne, und wie sie zurückdachte, schien es ihr, als sei Alles gekommen, gegangen, schnell — schnell — wie ein ziger Augenblick . . .



Nachdruck verboten.

Der Speisetisch. — Obwohl uns die ganze Einrichtung und Ausattung eines Hauses auf die individuelle Beanlagung und den Geschmack ihrer Eigentümer schließen läßt, möchte ich doch behaupten, das Wesen und Wirken der Hausfrau zeigt uns nichts so deutlich, wie — der gedeckte Speisetisch. Seine Anordnung, seine Ausschmückung läßt uns besser den guten Geschmack und die sinnige Denkweise der Hausfrau erkennen, als ein gemalter Blumenzweig oder ein von ihren Händen hübsch ausgeputztes Kleidungsstück. Nicht immer finden wir in den Häusern der Reichen, trotz der besseren Ausstattungs-Geräthe, den am hübschesten oder einladendsten gedeckten Tisch, weit öfter finden wir ihn dort, wo eine kunstfertige und poeivolle Hausfrau ihn selbst deckt oder seine Anordnung genau überwacht.

Oftmals schon bin ich bei tüchtigen Hausfrauen der Anschauung bezeugt, wie der Speisetisch aussieht, ist Nebenache, nur was auf ihm steht, giebt den Ausschlag bei der Beurtheilung des Könnens der Hausfrau. Ein Korn, ich gebe sogar zu, ein recht starkes Korn Wahrheit liegt auch in dieser Ansicht, denn selbst der reizvollste gedeckte Tisch wird den Hausherrn über den mangelhaften Geschmack der Speisen nicht trösten können! Ebenso wenig jedoch werden ihm, — wenn er durch die Gewohnheit nicht abgestumpft ist, — die besten Gerichte auf nachlässig gedeckter Tafel munden.

Tafelloses Tischzeug, dessen einförmiges Weiß ein bunter gestrichter Tischläufer wohlthuend unterbricht, bedeckt stets den Tisch, nichts verunziert ihn mehr, als ein zerstücktes, beschmutztes Tisch-tuch. Es ist nicht notwendig, bei sauber abgewaschenen Schüsseln, regelmäßigem Abkehren und sorgfältigem Zusammenlegen in den vorhandenen Faltten, wöchentlich mehr als ein Tafeltuch herauszugeben, — eins natürlich als Hauptbedingung noch vorausgesetzt, daß kleine, unruhige Geister gut erzogen sind und ihre Händchen nicht überall unliebsame Spuren hinterlassen.

Auch auf hübsche Formen des Tafelgeschirrs sehe die Hausfrau beim Einkauf; in unserer weit fortgeschrittenen Industrie sind auch billige Sachen in gefälligen Formen vorhanden, man muß nur ein Auge zum Auffinden haben. Alles Glas sei strahlend blank, alles Silberzeug, — zweckmäßiger ist Nickelwaare, — glänzend gepulvt! Mir ist, als hörte ich hier manche meiner Leserinnen entrüftet rufen: „Silberzeug auf der täglichen Tafel!“ Ihnen möchte ich entgegen: ist es nicht naturgemäßer, dem Manne durch den täglichen Anblick hübscher Sachen einen anheimelnden, freundlichen Eindruck des Speisetisches zu bieten und seine Kinder durch diesen zur Freude am Schönen zu erziehen, als das Silberzeug ängstlich hinter Schloß und Niegel zu hüten, es nur bei Festlichkeiten hervor zu holen und nur deshalb, weil es vielleicht öfter gepulvt werden muß?

Wein- und Wasserflaschen stelle man in bronzene oder nickelne Untersätze, falls man keine Karaffen besitzt, welche in ihren zierlichen Formen die Tafel ungemein zühen. Salz- und Pfeffergeschäben vergesse man nicht mit einem hübschen Löffelchen zu versehen; auch denke man daran, ein besonderes Besteck für den Braten und Aufsteigebeln für kalte Fleischspeisen aufzulegen.

Und dann zum Schluß veräume man nie, wenn es irgend möglich, einen, sei es noch so einfachen Obflauffah oder ein buntes Rührchen (man kann ein billiges schwedisches Spantbröckchen mit Seiden-, Sammet- oder nur bunten Cretonne-Netzen umkleiden, mit gesticktem Deckchen versehen und die Henkel mit farbigen Seiden- oder auch nur Wollband-Schleifchen oder Wollschmurr nebst kleinen Pompons verzieren) mit Früchten, sowie eine Schale oder Vase mit Blumen aufzustellen. Vom Vorfrühling, wo die ersten Blümchen hervorsprossen, bis zum Spätherbst, da verärdetes Laub, die letzten Ähren und rothe Cberreihen-Beeren sich noch darbieten, ziere stets ein Blumenstrauß die Tafel. Selbst der Winter, so farg er uns auch bedacht hat, giebt uns mit den rothen Beeren und den glänzend grünen Blättern der Stechpalme noch Gelegenheit, im Verein mit roth- und gelbbadigen Äpfeln unserm Speisetisch selbst bei den trübsten Tagen ein freundliches Ansehen zu verleihen. Trägt dann die freundliche Hausfrau die wohlbeleiteten Speisen auf, über deren hübsches Anrichten und Verzieren ich nächstens ein besonders Wörtchen reden möchte, so darf sie sicher sein, selbst die tiefsten Unmuthsfalten werden von ihres Eheliebsten Stirn schwinden, und frohe Laune wird das Scepter führen am Speisetisch.

Luise Holle.

Wir geben in Nachstehendem noch einige Recepte zu kleinen, leicht zu bereitenden Erfrischungen, die für heiße Sommerstage willkommen sein dürften, und machen zunächst auf die Danks-Cröme (au bain Marie) aufmerksam, die entweder in eigens dazu vorhandenen Beckern oder in kleinen Tassenköpfen gereicht werden. Es werden diese Töpfchen, mit der Masse gefüllt, in eine große Casterole gestellt und diese mittelst eines Trichters so hoch mit kochendem Wasser gefüllt, daß dasselbe bis zu dreiviertel Höhe der Töpfe reicht. Mit einem Deckel bedekt, wird die Casterole entweder in einen Ofen oder auf ein schwaches Feuer gestellt und es muß darauf geachtet werden, daß das Wasser siedend bleibt, aber nicht hoch kocht. Sobald sich, — nach etwa 10 Minuten, — die Oberfläche der Masse leicht verdicke, ist sie gar; ein starkes Kochen verbirgt sie, es entstehen Blasen und Köcher. Empfehlenswerth ist es, die Cröme zu vollständiger Abkühlung auf Eis zu stellen.

Cröme von Kaffee. 125 Gr. frisch gebrannten Wokka läßt man in 1 1/2 Liter Sahne auflösen, nimmt die Masse vom Feuer, sobald sie sich langsam abkühlt und das Arom des Kaffees genügend auszieht, giebt 10 Eigelbe oder 6 gelbe und 2 ganze Eier nebst 125 Gr. Zucker hinzu, quirlt gut durch, gießt das Ganze durch ein feines Sieb, füllt es in die bereitstehenden Töpfchen und beendet die Cröme in angegebener Art. Zu einer gleichen Cröme von Chocolade gehören 150 Gr. Chocolade, 1 Liter Sahne, 9 ganze Eier, 175 Gr. Zucker. Nachdem die Chocolade auf dem Feuer in der Sahne aufgelöst wurde, ist das Verfahren dasselbe.

Cröme von Sellerie (französisch). Man schält und wäscht einen mittelgroßen Kopf Sellerie, schneidet ihn in Viertel, wirft ihn in 1 1/2 Liter kochende Sahne und läßt ihn in dieser so lange ziehen, bis sie den Geschmack des Selleries angenommen hat, wobei ein Gerinnen der Sahne nicht zu befürchten ist. Inzwischen schlägt man 8—10 Eigelbe mit 250 Gr. Zucker schaumig, verbindet sie unter fortgesetztem Rühren mit der Cröme, giebt das Ganze durch ein Sieb und macht es, in die Töpfchen gefüllt, im Wasserbade steif.

Danks-Cröme in Eierschalen gefüllt. Zu diesem Zweck wird in die Spitzen einer genügenden Anzahl von Eiern mittelst eines spitzen Messers je ein Loch gestochen und dieses groß genug gemacht, um den Ausfluß des Inhaltes zu gestatten, sobald man die geleerten Schalen zurück behält. Nun schneidet man aus Kohlrabi, diesen Wurzeln oder dergl., etwa fingerstarke Scheiben, macht in die Mitte derselben eine Vertiefung und stellt die Schalen, — wie auf einen Untersatz, — hinein. Nachdem man sie so in der Casterole arrangirt hat, füllt man die Cröme mittelst eines Trichters auf und gießt vorsichtig, — bis zur halben Höhe, — kochendes Wasser ein. Gar gemacht und erkalte werden diese Eier als Ueberraschung, — wie weiche Eier, — auf einer Serviette angerichtet. — Sehr hübsch sind auch Eier, die auf gleiche Weise vorbereitet, mit einem blanco-mango gefüllt, erkalte, wie hart gekochte Eier gefüllt werden. Auf einer Schüssel, beliebig mit frischen Himbeeren, Erdbeeren, mit Vanillensauce oder einem Gelée-Rande angerichtet, geben sie eine wohlgeschmeckende und sehr gut aussehende Speise.

Die (italienische) Cröme sambaglione besteht aus 12 frischen Eigelben, 4 Gläsern Madeira oder sehr guten Weißweines, 200 Gr. Zucker und einer kleinen Prise fein gestohlenen Caneles, Alles dies wird vermischt in eine Casterole gethan und so lange mit einer Schneerührer geschlagen, bis es aufsteigend sich zu einem dicken Schaum verwandelt hat, der sofort in Crömebecher gefüllt werden muß.

Zu allen diesen Crömes kann geschlagene Sahne, besonders gereicht, gegeben oder je ein kleiner Löffel voll auf die einzelnen Töpfchen gefüllt werden, ein Zusatz, der aber nicht unbedingt notwendig ist.

E. R.

Sillabub. Dieses sehr kühlende Getränk besteht aus 1 1/2 Liter dicker süßer Sahne, gemischt mit einer Flasche Rheinwein, 250 Gramm fein gestohlenen Zucker, dem Saft von zwei Citronen und ein wenig auf Zucker abgeriebener Citronenschale. Wenn die Mischung auf dem Feuer recht kalt geworden ist, schlägt man sie mit dem Schneebesen zu einem glatten Schaum, der, sollte er nicht feil genug sein, mit einigem zu Schnee geschlagenen Eiweiß verdickt wird.

Nachdruck verboten.

Die Ausstellung orientalischer Teppiche in Wien.

Von Julius Lesing.

I.

In dem Kaiserlich-Königlichen Oesterreichischen Handelsmuseum ist seit dem April dieses Jahres eine Ausstellung orientalischer Teppiche eröffnet, welche für diese, um so wichtigen Erzeugnisse eine Fülle von Aufklärung bietet. Die Ausstellung verfolgt in erster Linie den Zweck, für den in Wien stark entwickelten Teppichhandel die Grundlagen allgemeiner Kenntniß zu geben; sie umfaßt aber nicht nur die moderne Arbeit, sondern hat auch in Fülle Stücke alter Arbeit herangezogen. Diefür bot der Privatbesitz in Oesterreich ein sehr reiches Material, die Museen von Oesterreich, auch die von Berlin, London u. A. haben das Unternehmen nach Kräften gefördert. Somit ist eine große Vielseitigkeit erreicht, welche in nahezu 600 Nummern, besonders von der modernen Fabrication ein umfassendes Bild giebt.

Das Interesse der abendländischen Culturvölker an diesen Producten ist ein sehr großes; bildet doch der persische Teppich in unferem modernen Hause geradezu den Schlüssel, wenn nicht für die Form, so doch für die Farbe der gesammten Einrichtung. Man hat einmal mit vollem Rechte behauptet, daß ein einziger persischer Teppich, in ein bis dahin von der modernen Einrichtung unberührtes Haus aufgenommen, allmählig eine vollständige Herrschaft gewinnt, zunächst alle sonstigen Stoffe von Vorhängen und Decken, und schließlich allen übrigen Haushalt oder Form herausdrängt. An dem harmonischen Farbenreichtum und der Fülle zierlich gezeichneter und doch wiederum nicht aufdringlicher Muster kann das Auge sich nimmer satt sehen. Zunächst genießt man die Schönheit dieser Teppiche, wie ein Stück schöner Natur, wie einen großen, herrlichen Blumenstrauß aus fernem Landen, ohne sich über die Herkunft der Stücke, welche der Handel uns seit der letzten Generation in unendlicher Fülle zugeführt hat, bestimmte Rechenschaft zu geben. Man empfindet die Wirkung im Wesentlichen als morgenländisch, im Gegensatz zu unserem tendenziösen abendländischen Geschmack, und begnügt sich mit einem Sammel-

namen für die ganze Gruppe derartiger Erzeugnisse. So ging es in Europa schon im Alterthum, als man einfach von „babylonischen“ Teppichen sprach. Kein vornehmer Haus von Athen und noch weniger von Rom mochte diese Waare entbehren, selbst im Tempel zu Olympia war ein großer babylonischer Teppich aufgespannt, um das von oben einfallende Licht zu dämpfen. Niemand von uns wird jetzt glauben, daß alle mit diesem Namen erwähnten Stücke wirklich in Babylon hergestellt waren. Babylon mochte die Hauptfabrikationsstätte sein, zumeist war es nur der Stapelplatz, von wo aus die Producte ganz Asiens nach Europa herübergingen, und selbst in einer Zeit, als Babylon auch diese Bedeutung verloren hatte, blieb es beim alten Namen. In ganz gleicher Weise begünstigte sich das Mittelalter damit, alle derartigen Teppiche mit einem gemeinsamen Namen zu bezeichnen. „Sarazenisch“ ist das Stichwort, welches bis in das Ende des sechzehnten Jahrhunderts hinein seine Bedeutung behielt. Im siebzehnten Jahrhundert kommt daneben die Bezeichnung des „türkischen Teppichs“ auf. Man war in jener Zeit mit dem Sultan der Türken in hinreichend freundschaftlichen Verhältnissen, um prächtige Geschenke von dort her zu empfangen. Vor Allem aber wurden regelmäßige Handelsverbindungen eröffnet, und hier tritt nun im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts vor Allem Smyrna hervor, wo die Holländer nicht nur die Producte des übrigen Asiens einkauften, sondern eine Art von fabrikmäßigem Betriebe eröffneten, um Teppiche herstellen zu lassen, welche den europäischen Ansprüchen, vor Allem in Größe und Format, entsprachen. So blieb das Wort „Smyrna-Teppich“ bis zum heutigen Tage in Gebrauch, um erst in unserem Jahrhundert allmählig von der Bezeichnung „Perser-Teppich“ verdrängt zu werden. Zunächst bezeichnete man damit, im Gegensatz zu den Smyrna-Teppichen, diejenigen Stücke, die aus dem Innern Asiens kamen, bis auch dieses Wort allgemeiner Gattungsname wurde. Wie mächtig die Einfuhr derartiger Stücke in Europa seit zwei Jahrzehnten sich gestaltet, brauchen wir kaum noch hervorzuheben.

baren Stücken, und es ist dies begreiflich genug, wenn wir bedenken, daß die Teppichknüpferei zum guten Theil in den Händen von Nomadenstämmen liegt. Die Stämme durchziehen Gebiete, welche vielfach größer sind als ganz Europa, sie übernehmen an den verschiedenen Orten Muster und Techniken, die mit verschiedenen Pollen und Färbungen arbeiten, so daß alle

des Bettes oder den Vorhang der Thür bildet, oder aber knüpfte Arbeit, die über den Boden und Divan sich erstreckt. Die eigenthümlichen langen Streifen entsprechen den Grundlinien des persischen Hauses. Die schönsten von ihnen sind nicht dazu bestimmt, betreten zu werden, sondern decken die Mitte des langgestreckten Zimmers. An beide Seiten schließen sich dann minderwertige Streifen oder Filzdecken an, auf denen die Bewohner einherstreifen, höchst befriedigt, das Prachtstück in der Mitte lediglich anschauen zu dürfen. Auf das sorgfältigste wird ein solches Stück gehütet, gegen Sonne und Feuchtigkeit geschützt, vorsichtig in Trüben verwahrt und nur bei besonderen Festlichkeiten hervorgeholt. Neben derartigen Prachtstücken, die unter Umständen von Seide geknüpft und mit Gold und Silber durchwirkt sind, steht dann die unendliche Menge der für größeren Gebrauch bestimmten Waaren. Wir unterscheiden die Satteldecken, Satteltaschen, vor Allem sehen wir die für bestimmte, namentlich auch religiöse Zwecke hergestellten Formen, den Gebetteppich, den jeder Muselman besitzen muß, um ihn hinzubringen in der Richtung nach Mekka, auf ihm niederzuknien, sich zu beugen und mit der Stirn den Boden zu berühren.

In der Ausstellung lernen wir auch die technische Herstellung des Teppichs, vor Allem das Knüpfen in den primitiven Webstühlen kennen, welches allerdings den Leserinnen dieser Zeitung, in welcher die Knüpfarbeit des orientalischen Teppichs vielfach ausführlich behandelt ist, kaum etwas Neues bieten dürfte. Immerhin ist für die Kenntniß der verschiedenen Waaren die Verschiedenartigkeit der Knotung bemerkenswerth genug. Zu unterscheiden ist ferner das Material, welches verwendet wird. Die Wolle wird von den teppichknüpfenden Völkern des Orients mit größter Sorgfalt für den besonderen Zweck gepflegt, gereinigt, gesponnen und vor Allem gefärbt, nach uralten Rezepten wird ein enghesrenzter Kreis von Farben hergestellt. Eine kurze Zeit war die Teppichweberei ernstlich bedroht durch das Eindringen des Anilins, welches jetzt als völlig unbrauchbar zurückgestoßen ist, was von



Mittelfeld eines Smyrna-Teppichs.
XVII. Jahrhundert.



Gebetteppich aus Siordes (Kleinasien). XVII.—XVIII. Jahrhundert.



Satteltasche der Kaschkai-Nomaden.

Kenntzeichen, welche wir sonst für die Herkunft der Stücke haben könnten, sich verwischen. Nicht auf geradelten, sondern höchst zufälligen Wegen kommen dann diese Teppiche in den Handel, und der Händler ist im besten Falle in der Lage, den Stapelplatz, von welchem er die Waaren bezieht, näher zu bezeichnen, ohne daß er über den eigentlichen Ort der Herstellung Auskunft zu geben vermöchte. Nach allen diesen Richtungen hin soll nun die Ausstellung in Wien Kenntniß und Aufklärung schaffen. Ein unter der Leitung des Directors A. von Scala vorzüglich gearbeiteter Katalog, an welchem vor Allem die im Orient ansässigen österreichischen Konsuln thätig gewesen sind, giebt eine Fülle der schätzbarsten Notizen. Die Direction des Handelsmuseums hat in freundlicher Weise die

Einzelne große Magazine, besonders in Paris und London, haben zu Tausenden und Reihentausenden die Producte alter und neuerer Zeit im Orient aufzukaufen lassen und haben zeitweise Europa derartig mit diesen Waaren überschwemmt, daß die Preise weit herabgesunken sind unter das, was man für Arbeiten auch nur annähernd gleicher Qualität in europäischer Arbeit zu zahlen benötigt wäre. Einen orientalischen Teppich zu besitzen, ist schon seit langer Zeit kein Vorrecht der Höchstbegüterten mehr, keine Spezialität der Künstler in ihren reich ausgestatteten Ateliers, sondern ein schöner und behaglicher Luxus, dessen sich auch der mäßig begüterte Mittelstand erlauben kann.

Vor dieser Fülle von Erscheinungen drängt sich natürlich die Frage auf, wo alle diese Stücke herkommen. Unser Jahrhundert mit seiner reichen, historischen und ethnographischen Bildung begnügt sich schließlich nicht mit dem Sammelnamen der „persischen Teppiche“ und wünscht zunächst von den Händlern, dann aber von allen Kundigen zu erfahren, welchen verschiedenen Produktions-

Gebieten die Stücke angehören. Man erkennt allmählig, daß in dieser großen Menge von Stücken gewisse Grundzüge der Farbgebung und Musterung gemeinsam sind und sich somit bestimmte Gruppen herausheben. Auch wer nur geringe Kenntniß hat, wird die Stücke von Centralasien, beziehungsweise von Bokhara und Chitwa herausfinden, ferner die eigentlichen persischen Stücke, ganz bedeckt mit kleinen Blüten und Rankenzweigen, ebenso die kaukasischen Teppiche mit ihrem vorwiegend geometrischen Ornament. Daneben bleibt aber noch eine große Menge von gar nicht oder doch nur schwer klassifizier-



Wandbehang in Seide und Gold. Turkestan.

Benutzung einer Anzahl von Abbildungen dieses Kataloges gestattet, welche wenigstens die hauptsächlichsten Eigenschaften der verschiedenen Gruppen charakterisiren.

In dieser Ausstellung begegnen wir mächtigen Völkerguppen von sehr verschiedenartiger Lebensweise; neben den Nomadenstämmen stehen Völker mit reichen Städten und stolzen Königsbürgern; aber allen diesen Völkern gemeinsam ist die Vorstellung, daß der eigentliche Schmuck des Hauses nicht, wie bei uns, das figurliche Bildwerk ist, sondern so gut wie ausschließlich der Teppich, welcher entweder als gobelinartiges Gewebe die Wand

allen diesen Gründen und Rücksichten heraus ist die Waare außerordentlich verschieden im Muster, im Material, in der Farbe, in der Technik und dementsprechend im Werthe. Teppiche, nicht größer wie eine gewöhnliche europäische Tischdecke, können einen Werth von mehreren tausend Francs besitzen, während andererseits Teppiche verwandter Art für zwanzig bis dreißig Francs hergestellt werden. Die eigentliche Bedeutung der Wiener Ausstellung besteht in diesen geknüpften Stücken, die gobelinartig gewirkten Teppiche für Zeltwände, gemeinlich Kilims genannt, sind meist nur für decorative Zwecke ausgefertigt.

anderen, auch keineswegs echten Farben, leider nicht behauptet werden kann. In der Schafwolle kommt dann noch das feine Ziegenhaar, welches dem Teppich seinen seidnen Glanz giebt, in den seltensten Fällen wirkliche Seide. Vielfach verwendet ist dagegen das Kamelhaar in seiner natürlichen Farbe von verschiedenartigem Braun. Die Baumwolle wird mannigfaltig als Kette benutzt. Ein fertiger Teppich, welchen der Orientale wirklich schätzen soll, muß von vollkommener Gleichmäßigkeit der Arbeit sein, die Kanten gleichlaufend, die Haare eben gehören, er darf keine Brüche haben und noch weniger Falten werfen, wenn er nicht um die Hälfte selbst um drei Viertel seines Werthes geschädigt sein soll. Vor Allem aber wird die Feinheit der Arbeit geschätzt. Auf einer Fläche von 10 Centimetern im Quadrat hat man bei einzelnen Stücken bis zu 7200 Knoten gezählt, und doch ist das noch nicht der höchste Grad der Feinheit, der erreicht ist. Ein vollendetes Stück von Senne-Arbeit ist so dünn, weich und geschmeidig, daß es sich wie ein Wollstoff in der Hand zusammendrücken läßt. Aus

L. GEISBE & CO. WIEN

Nachdruck verboten.

Practische Winke für die Reise.



Arbeits-Behälter. — Eine einfache Handarbeit, die ich jederzeit bei Seite legen kann, gehört mit zu meinen Reise-Utensilien und demzufolge ein Arbeits-Behälter, der wenig Raum verlangt. Da giebt es kaum etwas Practischeres, als den kleinen



Korb, der sich vermöge seiner Form nach zusammenlegen läßt. Derselbe besteht aus fünf Cartonplatten, eine für den Boden und vier für die an den Seiten abgeschragten Wände. Die ausgebreitete Ansicht bietet Anhalt für die Form der Platten. Man überzieht dieselben auf beiden Seiten mit Cretonne und fügt die Wände, mit ihrem unteren Rande, dem Boden durch überwerfliche Naht an, worauf man diese mit einer wollenen Schnur verdeckt. An den oberen Ecken der Wände sind 24 Cent. lange Bänder vorzusehen. Der Bügel, welcher an einer Seite angehängt, am anderen



Ende angeknüpft wird, erfordert einen Cartonstreifen, der des besseren Haltes wegen doppelt zu nehmen ist. Den oberen Rand des Korbes und den Bügel verzieret man mit einer Passamenterie-Borte oder einer Bandkränze. E. F.

Mal-Utensilien. — Wenn Andere sinnen und sorgen, wie sich all die hübschen Dinge, die zur Vervollständigung einer eleganten Damen-Toilette gehören, Fächer und Cravatten, Schleifen, Fächer und Blumen, gut unterbringen lassen, daß sie frisch und ungedrückt bleiben, so mache ich mir über dergleichen Fragen keine unruhigen Gedanken. Mein Wahlspruch ist: Nur das Allernothwendigste wird mitgenommen, und aller Puh und Tand bleibt zurück, ebenso wie die Sorgen, Bedürfnisse und Gewohnheiten, die sonst das Leben erschweren. Von meinen lieben Mal-Utensilien aber kann ich mich nicht trennen, die müssen mit in die weite Welt; es ist ja erst mein höchster Reizgenuß, wenn ich hier und dort einige Blumen aus der wunderbaren Blüthenfülle der Berge, eine großartige Landschaft, eine malerische Tracht mit dem Pinsel festhalten kann. Aber auch beim Verpacken der Mal-Utensilien heißt's Maß halten; der schwere Malkasten aus Kirschbaumholz, Staffelei und

Reißbretter bleiben zurück; eine selbstgefertigte Tasche aus Wachs-tuch dient zur Aufnahme von Leifarben, Pinseln und Flaschen. Für Aquarell benutze ich ein kleines ovales Taschens-Etui mit feuchten Wasserfarben; diese Behälter, die man in verschiedenen Größen, auch in eckiger und runder Form, erhalten kann, sind un-gemein brauchbar. Wenn ich nun in die Berge wandere, um zu skizziren, darf mein Gepäck mich nicht belästigen. Alles, was ich gebrauche, enthält ein Päckchen, an einem Riemen befestigt, der um die Taille geschnallt ist; die Klapp-Palette, auf der bereits alle Farben aufgelegt sind, die Tasche mit Pinseln, Spachtel, Ölen und einige Tuben von denjenigen Farben, die ich besonders viel zu gebrauchen glaube, den Mal-Lappen und das Klappbrett mit aufgespannter Mal-Seinewand. Ein Feldstuhl, den ich gelegentlich auch noch am Riemen befestige, und ein Schirm zum Zusammenlegen vervollständigen meine Ausstattung. — Beim Aquarellmalen nehme ich statt des schwereren Blockes meist ebenfalls das Klappbrett mit auf die Wanderung; das bereits ausgezogene Papier reicht für zwei kleinere Skizzen oder eine größere. Eine Blech-Palette mit vorher aufgesetzten Farben oder das Taschens-Etui, Pinsel, Bleistift, Mal-Lappen und eine Wasserflasche aus lackirtem Blech finden in dem Päckchen am Riemen leicht Platz. Für die vorherige Füllung der Flasche brauche ich in der großartigen Gebirgsnatur Tirols, meinem Reiseziele, kaum je zu sorgen, da dort überall Quellen sprudeln und Bäche von den Bergen rauschen. M. T. Berlin.

Verschiedenes

Nachdruck verboten.

Milchmarkt in Amsterdam. Von Hans Herrmann. — Unter den Bildern Hans Herrmann's, dem es in wenigen Jahren gelungen ist, sich einen hervorragenden Platz in den Reihen unserer jüngeren Malerwelt zu erobern, gehört der „Milchmarkt“ zu den besten und charakteristischsten. Herrmann entnimmt die klassischen Motive zu seinen Gemälden mit Vorliebe dem öffentlichen oder häuslichen Leben Hollands; der lichte Glanz, der bezeichnend ist für die Farbentönung holländischer Landschaften, und die man möchte sagen blendende Sauberkeit holländischer Interia, — das sind zwei Eigenschaften, die auch allen Bildern Herrmann's eigen sind. Man weiß nicht, was man an ihnen mehr schätzen soll: die stets ungemein glückliche Wahl des Stoffes, das frische Hineingreifen in das Volks- und Straßenleben, oder die künstlerische Auffassung und die vollendete Technik in Zeichnung und Farben. Natürlich kann auch ein vorzüglich ausgeführter Holzschnitt die Wirkung eines Gemäldes nicht in seiner vollen Stimmung wiedergeben, aber der Reiz des Frischen und Ursprünglichen und des bei aller Realistik der Auffassung ungemein Anmuthenden bleibt gerade bei den Herrmann'schen Bildern auch in der illustrativen Wieder-gabe.

Gärtnererei

Nachdruck verboten.

— Für ein **Potpourri**, das den Zweck hat, die Luft im Zimmer wohlriechend und erquickend zu machen, können fast alle duftenden Blumen und gewürzigen Kräuter verwendet werden. Es eignen sich dazu besonders die Blüthen von Veilchen, Maiblumen, Jas-min, Kefeda, Orangen, Lavendel, Rosen, Heliotrop, rothen Reizen, weißen Lilien, das Kraut von Rosmarin, Salbei, Basilikum, Majoran, Thymian, Minze, Hyos, Melisse, Waldmeister, sowie die wohlriechenden Blätter von einigen Geraniumarten, der Myrte u. s. w. Hinsichtlich der Auswahl und der Menge der betreffenden Pflanzen ist allein maßgebend, welche Gerüche uns am meisten zusagen. Die Blumen und Blätter werden nach und nach, wie sie die Jahreszeit mit sich bringt, in ein offenes Gefäß gethan, dessen Boden mit feingeflohenem, trockenem Knochsalz bedeckt ist; zwischen jede Lage wird ebenfalls etwas Salz gestreut. Dieses Gemisch muß täglich mit einem Holzspachtel gut umgerührt, im August auch wohl dann und wann in die Sonne gestellt werden, damit die überflüssige Feuchtigkeit schneller verdunstet kann. Später bleibt das Gefäß zugedeckt und wird nur umgerührt, wenn man Wohlgeruch im Zimmer verbreiten will. Nach Belieben können zuletzt noch Vanille, Benzoe, Storax, Gewürznelken, pulverisirte Veilchenwurzel oder auch wohlriechende ätherische Öle hinzugefügt werden.

— Die **Blätter eines Rosenstockes**, welche zusammengewirrt und gefaltet erscheinen, bergen fast immer die Larve einer Blattwespe oder eines Blattwicklers. Oft tragen auch Blattläuse oder Pflanzarten die Schuld an dieser unangenehmen Erscheinung, die sich häufig bei Lospflanzen findet. Um die ungeliebten Gäste zu vertilgen, räucherere man häufig mit Tabak oder Insektenpulver, gebe dem Rosenstocke einen recht günstigen Standort, sowie, wenn die Erde mager sein sollte, eine Düngung von Hornspänen und gieße und spritze Morgens mit lauwarmem Wasser, aber nie im Sonnen-scheine. Außerdem hüte man den Stock vor Zug, lasse ihn aber oft frische Luft zu Theil werden. Er wird sich dann unter sorg-samer Pflege bald erholen und seine Pfliegerin durch frisches Grün und Blüthenpracht ersetzen.

— Der **Maulwurf** ist ein vorsichtiger Geselle, dem schwer beizukommen ist. Er macht sich zwar durch die Vertilgung zahlreichen Ungeziefers verdient, da er sich nur von thierischen Stoffen ernährt; aber im Garten ist der Schaden, den er anrichtet, doch größer als sein Nutzen. In Fallen geht er nicht leicht; starkriechende Sachen, wie Petroleum, auch Salze und Säuren, halten ihn nur für einige Zeit fern. Dauernder und gründlicher kann man ihm die Gegend durch 2 procentige Karbolsäure verleiden, wenn man mit dieser Flüssigkeit getränkte Leinen- oder Tuchlappen in die Gänge und Haufen steckt. Das beste und sicherste Mittel bleibt aber immer, den Uebelthäter gleich auf frischer That zu ertappen und auszugraben. Da er seine Anwesenheit durch die aufgeworfene Erde sofort verräth und drei-mal am Tage, Morgens gegen 6, Mittags zwischen 11 und 12 und Nachmittags von 4 bis 6 Uhr zu wühlen pflegt, um seiner Nahrung nachzugehen, so kann man ihn leicht abfassen und den schwarzen Gefellen, wo sich die Erde hebt, mit einem Spaten herausgraben.

— In vielen Fällen gelingt die **Vermehrung durch Stecklinge** im Sommer oder Herbst besser, weil dann das Holz mehr gereizt ist. Die Aussicht auf schnelle Wurzelbildung wird vermehrt, wenn

man den Steckling, der eine Länge von 7—10 Cent. und 3—5 Augen haben muß, derartig schneidet, daß ein Stückchen Auge des alten Holzes sich am jungen Zweige befindet. Man legt die Stecklinge, nachdem man ihnen die untersten Blätter genommen hat, etwa 2 Cent. tief in Blumentöpfe, die mit einer Mischung von Lauberde, Rasenerde und Sand angefüllt sind, gießt sie sanft an und bedeckt sie mit einer Glasglocke. An einem schattigen Orte gleichmäßig feucht gehalten, werden sie sich nach Verlauf von einigen Wochen bewurzeln und dann kräftig und freudig gedeihen.

— Wenn die **Knospen der Alpenrosen** zur schönen Entwicklung kommen sollen, so muß man den Pflanzen einen hellen Platz am Fenster geben und ihnen bei milder Witterung möglichst viel frische Luft zuführen; auch sorge man dafür, daß die Erde stets feucht sei. Nach der Blüthe ist die beste Zeit zum Verpflanzen, wozu man eine torfige, saferige Erde wählt, der man einen Zusatz von scharfem weißen Flußsand und eine reichliche Unterlage von Scherben giebt. In freier Luft unter der Einwirkung der Sonne entwickeln sich kräftige, gedrungene Triebe und zahlreiche Knospen; darum thut man gut, wenn irgend möglich, die Rhododendra zeitig in's Freie zu bringen und sie dort bis zum Spätherbste zu lassen. W. B.

— Um **Gartenwege von Unkraut zu reinigen**, vermischt man 50 bis 60 Liter Wasser mit 20 Pfund ungelöschtem Kalk und 2 Pfund Schwefelsäure, lasse diese Mischung in einem Kessel kochen und begieße dann damit die Gartenwege. Die Wirkung erstreckt sich auf mehrere Jahre. Ein einfacheres Verfahren besteht darin, daß man die Wege mit einer starken Salzlösung begießt. Th.

Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Flecke auf Photographien. — Ich malte mit Anwendung der gebräuchlichen Klebe- und Transparenzmittel mehrere Photographien (Chromo) und machte die Erfahrung, daß sowohl alte, wie neue Bilder früher oder später weiße Flecke bekamen. Wüßte wohl eine der freundlichen Mitleserinnen, durch welche Mittel dem Fleckigwerden der Bilder vorzubeugen wäre? Langjährige Abonnentin in B.

Spiegel in Sammet und Plüsch. — Wie lassen sich Spiegel aus Sammet- und Plüschstoffen entfernen? Ich habe es mittelst Dampf ohne Erfolg versucht. H. A. in Wien.

Eisenwasser. — Kann man das künstliche Eisenwasser auf ein-fache Weise selbst herstellen? R. A. in L.

Antworten.

(Auf die bezüglich Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Bairische Leberknädel (56). — Durch die Liebenswürdigkeit des Küchenleiters eines der ersten Münchener Gasthäuser bin ich in den Besitz einer Vorchrift zu Leberknädeln gelangt, die uns auch in unserer norddeutschen Heimath ausgezeichnet munden. Ich theile gern das Rezept dazu mit. Eine schöne Kalbsleber häutet und wiegt man fein, streicht die Masse durch ein feines Sieb und vermischt sie mit 50 Gr. feinstem geschabtem Luftpud, 4 in einer halben Lasse Fleischbrühe verquirlten Eiern, 100 Gr. würfelig geschnittenem gerösteten Weißbrod, 2 geriebenen gedämpften Zwiebeln, Salz, Pfeffer, gewiegter Petersilie und Majoran, sowie einigen Löffeln saurer Sahne, 10 Gr. in einem Löffel Wasser aufgelöstem Liebig'schem Fleischtract und soviel Mehl, daß die Masse so zu-sammenhält, daß die Knädel beim Kochen locker sind, aber nicht zerfallen. Man formt die Knädel mit den Händen, die man zu- vor in Wasser oder Mehl taucht, in der Größe eines Borsdorfer Apfels und kocht sie in Salzwasser (besser in Fleischbrühe), 10 Minuten und bestreut sie beim Anrichten noch gern mit in Butter gerösteter Semmelkrume. L. G.

Ein anderes, einfacheres Rezept ist das folgende: Ein Stück Kalbsleber wird aus der Haut geschabt, mit ebenfalls geschabtem Rierenfett, Zwiebel, Petersilie fein gewiegt, mit einigen, in dünne Scheibchen geschnittenen Weißbroddrüben und vier Eiern vermischt, mit ein viertel Liter warmer Milch übergossen und mit Salz und Pfeffer abgeschmeckt. Sobald Alles gut verrührt ist, forme man runde Knädel und koch diese in Fleischbrühe. E. L.

Carlsbader Oblaten (64). — Man löst 280 Gr. Zucker mit einer halben Schote Vanille; ferner 140 Gr. Mandeln, verreibt diese im Mörser gut mit dem Zucker und mischt Alles in einer Schüssel. Dann bereitet man folgenden Teig zum Baden der Oblaten, wozu es eines guten Hohlhüppens-Eisens bedarf: 250 Gr. Mehl, 2 Eidotter und etwas über einen halben Liter Milch werden recht fein abgeschlagen. Nun macht man das Hohlhüppens-Eisen heiß, streicht es mit Wachs, giebt einen kleinen Schöpflöffel voll Teig hinein, und bäckt ihn auf einer Seite ganz blaß, auf der anderen semmelbraun. Die einzelnen Stücke werden auf der brauneren Seite mit warmer, zerlassener Butter bestrichen, darauf mit einem Eßlöffel voll der oben beschriebenen, gemischten Füllung bestreut, mit einer bestrichenen Oblate bedeckt, wieder in das Eisen gegeben und noch etwas gebacken, damit der Zucker schmilzt und sie durch und durch semmelfarben werden. Hierauf legt man sie sofort flach auf einander und bewahrt sie in einer Schachtel. Henriette L. in Eger.

Schwefeln (64). — Um Strohhüte zu schwefeln, welche vorher in einem heißen Abjud von Weinsteinsäure rein gebürstet wurden und gut abgetropft waren, bereite ich mir eine ziemlich tiefe Kiste mit gut passendem Deckel vor, bohre in alle vier Seiten in regelmäßiger Entfernung Löcher, durch welche ich schmales, weißes Baumwollenband zog und in solcher Weise ein Gitter herstellte. In dieses hängte ich den zu bleichenden Hut. Die lose gespannten Bänder senken sich, doch achte man darauf, daß es nicht zu tief geschehe, damit die Flamme des angezündeten Schwefels den zu bleichenden Gegenstand nicht erreichen und sengen kann. Ehe ich die Bänder spannte, stellte ich eine schwarzblechene Räucherpfanne auf den Boden des Kastens, auf welche ich Schwefelblüthe, oder wie es auch an manchen Orten genannt wird, Schwefelmilch, schüttete; nicht zu viel auf einmal da man nachgeben kann. Diese zündete ich alsdann mit langem Zibibus an, schloß den Deckel und öffnete ihn erst nach Verlauf von einigen Stunden. Gut ist es, wenn man die Kiste in einen freien Raum stellen kann, da der Schwefeldampf unangenehm und für die Athmungsorgane schädlich ist. Die zu bleichenden Sachen kann man mittelst weißer Stecknadeln an den Bändern befestigen. Henriette L. in Eger.